

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Emanzipierten. Von Lucia Dora Proß	41
Morten Synbo. Von Gustav Wied	47
Beljar. Von Stefan Zweig	53
Kupelgen. Von Jettlin und Seeliger	63
Bankenhalbjahr. Von Labou	79
Dies Briefe	79

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

Hamburg. HOTEL ESPLANADE
Am Dammtor-Bahnhof.
Zimmer mit Bädern.
Carlton Ritz Restaurant.
Neu eröffnet.

Neues Schauspielhaus **Grand Hotel Excelsior**
Nollendorfplatz Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9-7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Hans Erich Freiherr von Hetz, des morschen Grafen Tagebuch

Sorben
erschien:

Motto: „Unsere Aufgabe ist nicht das Verschweigen, das Verhüllen, sondern
das Darstellen, das Ausmalen.“ Hugo Steinitz Verlag, Berlin SW. 68.

Deutsche Schiffbau-Ausstellung

BERLIN 1908.

Ausstellungshallen am Zoologischen Garten

Juni—Oktober

Donnerstag Elite-Tag

Täglich von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends geöffnet

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche
Neue Direktion.



Berlin, den 11. Juli 1908.

Die Emanzipirten.

Sublime Begriffe haben das Schicksal, deklassirt zu werden. Das Wort Emanzipation ist sehr heruntergekommen, zur Bezeichnung für einen fast unpflichtigen Begriff geworden, beinahe zu einem Ausdruck des Mitleids. Es wird kaum mehr gebraucht. Es ist frei geworden für seinen alten Inhalt. Es wird manchmal mit Frauenbewegung identifizirt. Aber es bedeutet deren Gegenlag.

Die Emanzipation war nie eine Frauenbewegung, eine Aufraumerhebung. So alt sie ist, war sie doch immer esoterisch; der Gang Einzelner, niemals Bewegung von Massen. So wenig sich ein Stand emanzipiren kann (er kann sich nur abschaffen, niemals befreien), kann es ein ganzes Geschlecht. Aber immer ist es dem Einzelnen möglich, auf eigene Gefahr sich, wie von seinem Stand, von seinem Geschlecht zu emanzipiren. Doch gehört in irgendeiner Weise ein Vermögen dazu, um diese Freiheit zu überstehen, ja, um auch nur den spontanen Wunsch nach dieser Freiheit zu haben. Der vollkommene Typ einer Emanzipirten, die die Möglichkeit der Emanzipation erschöpft, ist in Heinrich Mann's Roman der drei Göttinnen in der „Herzogin von Uffo“ dargestellt. Es ist natürlich auch richtig, die grande amoureuse und die Gelährte der Alten zu den Emanzipirten zu rechnen, auch Manche aus der Zahl der Heiliggesprochenen und Aale, die die schützende Fessel ihres Geschlechtes ablegten, wenn sie es nur freiwillig thaten und ein Recht dazu hatten. Da Emanzipation die Befreiung von den natürlichen Beschränkungen ist (nicht Befreiung von den Beschränkungen der Civilisation; dafür giebt es andere Namen), so war stets jeder unnatürliche Zustand des Weibes, jeder erhöhte Zustand des Ranges, des Reichthumes, des Geistes, ein Boden für Emanzipation. Eine hohe Stellung fordert so nothwendig Emanzipation von den Beschränkungen des Geschlechtes, daß, zum Beispiel, in Frankreich der Königin diese Verpflichtung und Last von einer

Dame abgenommen werden mußte. Auch die Kirche hat ein Symbol für diesen Zusammenhang. So war Emanzipation zwar an keine bestimmte Thätigkeit ausschließlich gebunden, weder an politische noch wissenschaftliche noch künstlerische, noch an die, dem Leben durch seine Person einen festlichen Glanz, einen Schein von Luxus und Willkür zu geben; dennoch giebt es eine große Klasse von Beschäftigungen, die mit Emanzipation nicht gut vereinbar sind.

Die Emanzipation war auch nie eine Rechtslerinnendebewegung. Leistungen wurden erstrebt, Vorrechte, nicht allgemein Erreichbares, das immer Pflicht und Frohn ist, sondern Leistungen, die außerhalb des Alltäglichen stehen. Aber das Vorrecht berauscht und wird von Anderen als Recht gefordert; und so gesellen sich zu den Strebenden, die in natürlichem Freiheit- und Thatbedürfniß von Fähigkeiten und Talenten getrieben werden, die Fordernden, die deshalb Etwas unternehmen, weil Andere es leisten, weil Andere es geleistet haben; zu den hochdenkenden Frauen und zu denen, die in einem Fatalismus des Herzens sich ihr Schicksal bestimmten, gesellte sich die unzulänglich flackernde Imitation; zu den Begünstigten hielten sich Alle, die nicht einsehen wollten, daß das Ungewöhnliche ein Unrecht ist, daß eine bedeutende Leistung zwar benützt, aber ihr Autor bestraft wird, und die deshalb die Leiden der Emanzipirten tragen mußten, ohne ihre Freuden zu genießen, und, wie billig, begannen, zu rechten, zu moralisiren, de montrer leurs plaies.

Die Emanzipation war auch nicht Mütterchaftsbewegung. Man kann heute die kühne Behauptung hören, daß man im Grunde niemals Anderes gewollt habe: die tiefste Sehnsucht der Emanzipation sei, bewußt oder unbewußt, immer Müttersehnsucht gewesen. Das Gegentheil ist wahr. In der Geringschätzung der Mütterchaft, oft in einer persönlichen Feindschaft gegen den ewigen Fluch des Gebärenmüssens, hat die Emanzipation gelebt. Man wollte mehr sein als nur ein Weib; ein Mensch wie der Mann, nicht nur Durchgangstation, nicht nur Fortsetzerin und Pflegerin des Menschen, sondern selbst Mensch, nicht nur Produzentin des Lebens, sondern Verbraucherin, Genießerin, auch Zerstörerin des Lebens. Die Emanzipirte lebte im Aufruhr gegen die Natur, sie lebte wider die Natur; sie wollte sich nicht damit abfinden, daß ihr jede höhere Leistung und intensiver Theilnahme unmöglich bliebe, nur weil sie als Weib geboren sei. Sie kannte den Grund ihres Schicksals und ächtete ihren stärksten Trieb. Das hohe Lied der Mütterchaft unter dem Schutze von Politik, Nationalökonomie und Rassenzucht ist jüngeren Datums. Die Emanzipirte hatte darüber Anschauungen, die heute als landesväterlich gelten.

Natürlich ist Emanzipation nicht sehr gesund; ihre echten Vertreterinnen sind fragwürdig in manchem Betracht, Endglieder, vor Allen aber exklusiv, leidend und ein Wenig stolz auf ihr Leiden und von nichts so weit entfernt wie vom Befehlen Anderer. Emanzipation ist eine Grenzüberschreitung; jede

Passion ist Emanzipation; und die steht der Frau, der Mutter des Menschen, nicht zu, weder die sachliche noch die persönliche Passion, weder Kampf noch Leistung noch die große Liebe. Und wenn jeder Passion der Wunsch zu Grunde liegt, das Leben möchte schneller fließen, vorüberfließen, so mag man ihn als Kennzeichen der Emanzipierten ansehen.

Was haben nun mit diesen Freien und Vogelsternen Die zu thun, die jetzt das Rohmaterial für die Frauenbewegung liefern; die sich so gern in bedeutungslose Zustände einflechten möchten, aber doch durch mächtige Verhältnisse, denen unsere Regitungskunst nicht gewachsen ist, dazu verurtheilt sind, in einer Art um ihre Existenz zu arbeiten und zu kämpfen, die im tiefen Widerspruch zu ihrer Natur steht? Diese Frauen, sich selbst überlassen, würden nur eine Forderung stellen: Zutritt! Und nur die eine Frage erörtern, wie sie den alten Zustand erreichen, in dem sie eine kleine Welt ihr Eigen nannten, an der sie Gemüth, Neigungen, Triebe und Fähigkeiten auslassen konnten. Aber sie sind nicht sich selbst überlassen; sie stoßen auf die Emanzipation. Durch dieses Aufeinandertreffen zweier ganz heterogenen Strömungen entsteht nun das etwas konfuse Aussehen der modernen Frauenbewegung; durch die wirtschaftliche Entwicklung wurden der Emanzipation Massen zugeführt, die eigentlich sehr fern von Emanzipationsgelüsten waren. Diese boten ganz unermuthet die Möglichkeit zu einer umfassenden Agitation; sie zwangen aber auch dazu, den Wunsch nach der uralten, ewigen Fraueneristenz mit den Emanzipationsidealen zu verschwistern. Das Programm der Frauenbewegung hat also von der Emanzipation die Höhe, von der Wirtschaftslage die Breite bekommen. So ist es durch die Gunst der Zeit sehr üppig geworden. Sein agitatorischer Werth hat das Maximum erreicht. Es umfaßt das Gute, das Schöne, das Wahre, das Tiefe und das Nützliche, das Hohe und das Dauernde und einiges Andere. Man hat sich zwar spezialisiert; es giebt Vereinstreitigkeiten darüber, wie weit man in diesem Gemenge gehen dürfe; aber es giebt keine Chemie der Elemente und ihrer Möglichkeiten. Man verspricht widersprechende Dinge in Harmonie: Beruf und Persönlichkeit, Bildung und Muttertätigkeit, Kameradschaft und Liebe. Jeder, dem diese Dinge mehr als Worte sind, hört einen mißhörenden Värm. Eine Synthese kommt nicht zu Stande. Es bleibt ein Konglomerat; und das Feld behaupten die Versöhnerinnen, die vermittelnden Naturen, die vereinen wollen, was sich aufhebt.

Es fehlt nicht an Ansätzen zu größerer Bestimmtheit; wenn die Frauenbewegung als ein Problem des Kapitalismus aufgefaßt wird, so ist Das richtig, sobald man eben, wie es billig ist, die Emanzipation als etwas ganz Besonderes, als ein psychisches Problem Weniger von der Frauenbewegung abtrennt, nicht sie ihr einordnet. Man sollte dann aber auch weitergehen und die Frauenbewegung als reaktionär, als gegen den modernen Defonomismus gerichtet ver-

siehen, der kurzfristig und im Grunde nur Raubbau am Menschen ist. Diesem unpersönlichen Dekonomismus ist der Kleinbetrieb der Ehe und Familie anstößig. Er sucht ihn sich zu assimiliren und die Frau in seine Umklammerung zu bekommen. Dekonomie als höchstes Prinzip (und sie hat durchaus die Neigung, sich als höchstes Prinzip zur Geltung zu bringen) kann nur zur Verarmung führen. Dekonomie fordert immer höhere Dekonomie; sie steigert sich selbst und fordert ein Opfer nach dem anderen. Wir werden allmählich zu sparsam für Haus und Familie, die ein Luxus für arme Wilde bleibt: Das ist die Folge der ökonomischen Entwicklung, und bald wird man statt des Dekonomismus einfach die Verarmung als das Bestimmende unserer Verhältnisse anführen können. Die Schwierigkeiten der Frauen, die der Frauenbewegung die Basis geben, wachsen durch den Dekonomismus ganz von selbst. Und was thut man? Erkennt man ihn als Feind? Bekämpft man ihn? Rein, man agitirt für ihn; man sieht ihn als Bundesgenossen an. Mindestens glaubt man sich verpflichtet, ihm den kleinen Finger zu reichen. Man soll deshalb keinen Werth auf die Versicherung einiger Frauenführerinnen legen, daß sie ja gar nicht beabsichtigen, die Familie aufzulösen. Was liegt daran, was sie beabsichtigen, wenn sie nicht sehen, was die Folgen ihres Wollens sind, für wen sie eigentlich arbeiten, was auf dem Wege liegt, den sie gehen, wenn sie mehr auf den Kompaß als auf die Karte sehen? Die umfassenden Berufsbestrebungen (verführerischer genannt: Bildungsbestrebungen), von anderen nicht zu reden, arbeiten für den Dekonomismus. Der findet immer Wege, die auszubildeten Arbeitskräfte festzuhalten. Nur wenn die Frau unbrauchbar bleibt, wird sie nicht gebraucht. Wird sie aber allgemein auf Beruf dressirt, dann wird sie auch in das ökonomische System eingespannt und die alte Lebensform verschwindet.

Wenn unaufhörlich eine große Zahl, der Ueberschuß der Frauen mindestens, zur Berufsarbeit gezwungen sein wird, zur Konkurrenz mit den Männern (mit ungleichen Mitteln), so ist Das eine harte Thatfache, aber eben eine unauf löbliche harte. Das darf nicht ein Grund werden, die Gesellschaftsordnung umzuändern. Die Fatalitäten der weiblichen Existenz lassen sich nicht beseitigen; nur umwickeln oder vergolden. Es ist wieder der Dekonomismus, der die Unkosten der Gesellschaftsordnung nicht bezahlen, aus dem Leben ein Geschäft ohne Spefen machen will oder die Unkosten der neuen Ordnung kurzfristig unterschätzt. Aber unsere Enkel werden sie kennen und staunen und bezahlen, mit Ironie auf die zukunftsstohen Vorfahren, die nichts vorhersehen, aber die neue Generation im Voraus priesen.

Statt dem neuen Zustand entgegenzukommen (und Das geschieht innerhalb der Frauenbewegung auch da noch, wo man ihn theoretisch verwirrt), statt sich auf ihn einzurichten, durch Ausbau Alles zu thun, was ihm Dauer verleihen könnte, sich von der „Entwicklung“ gutmüthig treiben zu lassen, sollte

man sich ernstlich die Aufgabe stellen, nur den alten Zustand herzustellen und zu erhalten. Man müßte dazu vor Allem Das ausschalten, was man von den Emancipirten übernommen hat. Die hoch getriebenen Bildungsbestrebungen sind, wie die Emancipation von der Ehe und vom Herd, Fremdkörper in der Frauenbewegung. Sie hat, wenn sie sich besinnt, alle Vortheile eines deutlichen Zieles, das den Entschluß erleichtert und das auch berechtigt, Opfer zu fordern. Dieses Ziel ist, sich abzuschaffen, sich überflüssig zu machen. Es ist erreicht mit dem Maximum der Familienbildung. Die Wege dahin kennt man aber nicht, kann sie auch nicht finden, wenn man absichtlich nach der falschen Richtung führt.

Nicht eine uferlose Evolution der weiblichen Psyche kann das Ziel sein für die Frauenbewegung, keine Verfeinerung zum Intellektualismus, auch nicht die Erringung neuer Rechte, sondern die Erhaltung alter Rechte, die eine mächtige Tendenz den Frauen zu rauben droht. Das wollen die Frauen selbst; und man soll froh sein, daß sie es noch wollen. Das will auch die Gesellschaft und der Staat als Unternehmer für Bevölkerungszuwachs. Das wollen auch die Männer, die schon die Unhaltbarkeit von Verhältnissen einsehen, in denen die Lasten der Generation einem Theil der Frauen aufgelegt werden, wodurch diese überlastet, die übrigen falsch beansprucht werden und die Menschenqualität verschlechtert wird. Die Frauenbewegung in ihrer bisherigen Tendenz aber hat erreicht, die Gedanken darüber zu verwirren; sie hat durch ihre Lobgesänge auf Entwicklung, auf die neue Epoche, durch ihr Hinarbeiten auf die neue Lebensform (nicht zu reden von der neuen Ethik), Verwirrung in die politischen Parteien der Männer getragen, bis weit in die Reihen der Konservativen hinein (Das hat sich bei der Berathung des Vereinsgesetzes gezeigt). Es ist Zeit, diese Wirkung zu paralysiren. Viel ist schon veräußert worden. Wenn es eingesehen wird, so ist zu hoffen, daß die Führerinnen endlich mit denen, die sie führen wollen (Die sind reaktionär) Fühlung nehmen.

Davon ganz unabhängig wird die Emancipation bestehen, die Art Deter, die als Endglieder sich verbrauchen, die auf Zukunft verzichten, um die Möglichkeiten der Gegenwart auszumessen. Immer können es nur Wenige sein; aber sie werden immer sein. Denn so sicher die Frauenbewegung mit einem beschränkten Ziel eine Zeiterscheinung ist und mit Erreichung ihres Ziels verschwinden wird, so gewiß wird die Emancipation ewig sein, als eine ziellose, mit der Zeit wechselnde, stets moderne, aber ewig unzufriedene Unrast der Seele. Daß die Emancipirten es zu einer geschlossenen Bewegung bringen werden, ist ganz unwahrscheinlich. Wozu auch? Selbst die emancipirten Männer sind ja niemals so weit gekommen. Aber daß sie mit der ökonomischen, anti-kapitalistischen Frauenbewegung innerlich nichts gemein haben, werden sie wohl begreifen. Diese Scheidung schließt nicht aus, daß sich manche gute Hausfrau manchmal nach den Zuständen der Emancipirten lästern zeigt; ganz wie bis-

her. Sie schließt auch nicht aus, daß man aus behaglicher Situation sich an den Leiden und Seelenkrämpfen der Emancipirten ergötzt, ja, daß man als gutes Recht beansprucht, Dergleichen zu sehen und von fern zu begleiten, mitschwingend, in dem sicheren Gefühl, sich vor Gefahr und Ernst in diesen Dingen nicht besonders schützen zu brauchen; man kann die Leistungen seiner Schwestern bewundern, auch ohne die Absicht, ihnen nachzueifern.

Zwischen Beiden steht die Unglückselige, der eine böse Fee an der Wiege den Coelibat sang, ohne ihr eine Gegengabe zu verleihen, und der dann eine gütige Aufklärung den Weg zu frommer Entsagung verstellte hat. Aber ob fromm oder nicht: zur Entsagung muß sie es bringen. Sie muß dienen, lehrend, wartend, pflegend, nach beiden Seiten, aber es ist nicht ihre Aufgabe, revolutionirend und „umwerthend“ zu wirken; wenn sie führt, darf sie nicht nach eigenen Bedürfnissen, sondern muß nach denen der Geführten handeln. Das ist eine so schwierige und so mühevolle Arbeit, daß sie darin gewiß auch die Betäubung ihrer eigenen Schmerzen finden kann.

Charlottenburg.

Lucia Dora Frost.

Eine berühmte Frau ist was Kurioses; keine andere kann sich mit ihr messen. Sie ist wie Branntwein: mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein kitzelt auf der Zung und steigt in den Kopf. Das thut eine berühmte Frau auch. Aber der reine Weizen ist mir doch lieber. Den sät der Sämann in die geloderte Erd, die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus und dann übergrünt er die Bölder und trägt goldene Aehren; da giebt's zuletzt noch ein lustig Erntefest. Ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau und ich will auch lieber, daß er mich als tägliches Brod breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre. (Bettina von Arnim.)

Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht und wollte auch die unterreicheren nicht leiden, wahrscheinlich, weil man es für unhöflich hielt, so viele unwissende Männer beschämen zu lassen. (Goethe.)

Frauen, die lesen, gar Frauen, die schreiben, passen nicht in unsere Verhältnisse, die nur für Obalisten und Hausklavinnen geeignet sind. Von ihrer frühesten Jugend an hören die Frauen, das Ideal der Weiblichkeit sei ein dem männlichen gerade entgegengesetzter Charakter: kein eigener Wille, keine Selbstbestimmung, sondern Unterwerfung und süßsamer Gehorsam. Die Frau, so predigt unsere Moral, ist verpflichtet, für Andere zu leben, den Anspruch auf eigene Existenz zu opfern und in der Hingebung an Andere das Ziel ihres Daseins zu setzen. Thut sie so, dann findet die landläufige Sentimentalität den der weiblichen Natur gemäßen Zustand erreicht. (John Stuart Mill.)

Die Weiber haben größere Schmerzen als die, worüber sie weinen. An den Weibern ist Alles Herz; sogar der Kopf. (Jean Paul.)

Morten Synbo.

Die Uhr war Elf, als ich ausging. Ich hatte den ganzen Tag mit starkem Kopfschmerz zu Bett gelegen. Aber als ich meinen Thee getrunken und ein paar Stücke Butterbrot gegessen hatte, wurde es besser. Und gegen elf Uhr stand ich auf, zog mich an und ging aus.

„Du bist ja verdreht!“ sagte Bruder Nils, der im Wohnzimmer in Hemdsärmeln saß und unter der Hängelampe einen Kider machte. „Du bist ja verdreht, Mann!“ sagte er. „Die Uhr ist Schlafenszeit!“ Er gähnte wie ein Walfisch und ging hin und sah nach dem Barometer. „Gott sei Dank, es steigt!“ sagte er. „Dann können wir wohl morgen mit dem Weizen anfangen. . . Geh! Du wirkst aus?“ fragte er dann und streckte die Glieder.

„Ja“, sagte ich; „ich muß etwas frische Luft haben.“

„Gott segne Dich!“ sagte er und gähnte wieder. „Gott se - gne Dich!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Als ich am Schreibtisch vorbeisam, steckte ich aus alter Gewohnheit meinen Revolver in die Tasche. Ich nahm ihn immer mit mir auf meine Spaziergänge längs dem Strande und schloß nach Wänden und Bäumen und Steinen. Traf aber nie. Ich ging durch den Garten, wo die Büsche und Hecken mit kleinen, kurzen Schatten standen. Der Mond war bereits hoch oben. Es war Vollmond.

Vor der Gartenthür blieb ich stehen, unentschieden, ob ich am Wasser entgegen sollte oder auf der Landstraße und an der fastberger Mühle vorbei. Ich schlug den Weg am Gartendeich ein. Aber plötzlich bog ich ab und ging hinüber auf die Landstraße. Warum? sagte ich zu mir selbst. Warum gehst Du nun den Weg? Der am Strande ist doch viel schöner. Aber ich ging weiter. Ich hatte ein Gefühl, wie man es oft haben kann, daß mir Etwas begegnen sollte Eins oder das Andere passieren, wenn ich hier ent'angging.

Der Tannenwald liegt links vom Wege. Rechts hat man die Aussicht über ein paar abfallende Felder und flache Wiesen zum Fjord hin. Ich sah drei Kalllichter draußen schimmern. Naturrechtliche Lichter, die wie durch Hornfenster schienen. Ein schwacher Wind blies von der See und vom Tannenwalde kam ein gedämpftes Brausen. Ich hörte es darin rascheln und knirschen wie von einem Thier, das auf weisse Blätter und Nadeln tritt.

Meine Hand fuhr unwillkürlich nach der Tasche mit dem Revolver. „Nein, nicht schießen“, sagte ich; „nicht schießen hier auf der Landstraße! Die Leute werden in der Nacht so leicht erschreckt.“ Der Mond schien zwischen den Bäumen herab. Und man sah dabei große weiße Flecke auf dem Moos, wie auf einem Theaterboden, wenn das elektrische Licht angezündet wird. Es surrte in den Telegraphenstangen am Grabenrand. Ich ging hin und legte das Ohr an eine. Aber als ich merkte, daß es mir weh im Kopf that, zog ich es rasch zurück und ging weiter.

Bei den Pappeln lag das Haus von Tambours alter Elje. Die Mauern glinsten gelblich im Mondlicht. Aber die Fenster standen schwarz und der Schatten vom Traufdach lag als ein breiter grauer Strich darüber in der ganzen Länge des Gebäudes. Ich blieb stehen und lauschte. Mir wars, als hörte ich die Alte drin in ihrem Bett röhnen.

Ein Saufen in der Luft ließ mich aufblicken. Es war ein Strich Enten, der, wie auf eine Schnur gezogen, zum Wasser zog. Sie hielten sich ganz niedrig. Und wieder glitt meine Hand hinab an den Revolver.

„Es nützt doch nicht!“ sagte ich zu mir selbst. „Du kannst sie doch nicht treffen. Und dann wechßt Du ja auch Gese auf.“

Ich war auf den Hügel gekommen und stand gerade vor der Mühle. Die Flügel drehten sich lautlos und langsam herum im Wind. Nur jedesmal, wenn ein Flügel senkrecht hinunter zur Erde stand, quiettschte er in der Achse. Dann ging's lautlos weiter. Und der nächste Flügel quiettschte. Das ist ekelhaft anzuhören dachte ich beinahe laut. Ich muß Korn-lüssen morgen sagen, daß er was dagegen thut. Die Pferde können ja sehen werden, wenn sie hier in der Dunkelheit vorbeikommen.

Ein rothes Licht schimmerte durch ein kleines Fenster hoch oben unter dem Mühlendach. Wenn Du nun da hineinschöffest, dachte ich und lachte bei dem Gedanken, so käme da ein kleines, rundes Loch. Aber dann käme es darauf an, ob Du noch einmal da hineinschießen könntest . . .

Unten am Fuß des Hügels führte ein Grasweg in den Tannenwald.

„Darin ist's!“ sagte ich. „Den Weg mußt Du gehen!“ Und ich bog da hinunter ab. Hohes Gras stand zwischen den Radspuren. Ich konnte die Sohlen an meinen Schuhen darauf schurren hören. Unwillkürlich hob ich die Füße höher. Die eine Hälfte des Weges lag dunkel, während die andere hell vom Mond beschienen wurde. Ich ging hinüber auf die helle Seite. Da war ein Fußweg, auf dem das Gras niedergegetreten war. Ich sah in den Graben. Ein leichter Dampf stieg daraus hervor und bildete seltsame Gestalten und Ornamente.

Plötzlich mußte ich an das junge Mädchen denken, das wir eines Abends unten in unserem Moor gefunden hatten. Das ist nun lange her. Ich war wohl damals so zwöfl, dreizehn Jahre. Es war ein warmer Tag gewesen, so daß das Moor dampfte, und ich sah die Mosenjungfrauen tanz'n und die Moorkrau mitten unter ihnen sitzen. Ich ging mit unserem Stallknecht, der hinsollte, um die Pferde zur Nacht einzubringen. Er hob sie auf, wie sie dalag. Sie war vornüber gefallen, mit dem Gesicht auf die Fahrspur; die Beine reichten über den Fußweg. Das ist ja Anna Sofie! sagte er. Und sie wars auch. Sie diente als Brautmädchen zu Haus und ich hatte noch gerade am Vormittag mit ihr gesprochen. Sie hatte mir eine Handvoll Erdbeeren gegeben, die sie auf dem hintersten Gartenkeet gepflückt hatte, und ich hatte ihr einen Kuch dafür geben müssen. Ich blieb erst ganz starr vor Schreck, wie ich sie da liegen sah. Und ich wollte fortlaufen. Aber Rasmus hielt mich fest. Sie thut Dir sicher nichts zu Leide, sagte er. Warte mal! Und damit drehte er das Mädchen auf die Seite. Hier hat sie's bekommen, sagte er. Und ich sah ein großes Loch in ihrer rechten Schläfe und viele kleine Löcher in ihrer Wade und Nase. Sie ist richtig tot, sagte Rasmus. Was Teibel für'n Affe kann Das gemacht haben? Dann schickte er mich nach Hilje. Und das Mädchen wurde auf den Hof mit einem Wagen gebracht, der so langsam fuhr, so langsam, ent-aun ich mich. Und eine Untersuchung wurde eingeleitet und ein Verhör abgehalten. Aber nichts ließ sich aufklären. Ich konnte mich deutlich entsinnen, daß der Hardebovgt eines Tages aus der Stadt mit zwei Polizisten gefahren kam. Sie hatten einen langen, trummerrädigen Mann zwischen sich auf dem hintersten Sitz. Ich kannte den Mann gut. Es war Morten Synbo, der als Großknecht oben auf

dem Hundshof diente. Er sei eine Art Verlobter von Anna Sofie gewesen, sagte man. Ich konnte ihn nicht leiden. Ihm war die Hälfte seines rechten Ohres in einer Schlägerei abgerissen worden. Und seine Augen waren klein und stechend wie bei unserem alten Eber, der auch einen Riß im Ohr hatte. Sie gingen, alle Vier in die Tenne, wo Anna Sofie lag. Und da blieben sie eine Stunde lang. Als sie wieder herauskamen, war Morten ganz weiß im Gesicht. Dann setzten sie sich wieder auf den Wagen und fuhren davon. Aber der Stallknecht Hasmus erzählte mir später, daß das Mädchen noch einen Schuß an einer wunderlichen Stelle bekommen habe und daß der durch den Rücken gegangen sei und sie sofort getödtet habe. Aber daß er, der Fynbo, nicht bekannt habe und daß sie ihn laufen lassen mußten.

. . . Vor ein paar Tagen hatte ich Mortens Namen unter einer Annonce im Blättchen gesehen. Aber da hatte ich gar nicht an die alte Geschichte gedacht, die nun plötzlich am Abend, zusammen mit dem Rebel, aus dem Graben auftauchte.

Ich war an eine Stelle gekommen, wo die Bäume höher waren. Nur ein ganz schmaler Streifen Mondlicht lag längs dem Fußweg.

Ich blieb stehen. Kam mir nicht Jemand entgegengegangen, da drüben im Schatten? Eine Gule fuhr aus den Tannenzweigen heraus und schwebte so dicht vor meinem Gesicht vorbei, daß ich den Luftzug von ihren Flügeln spürte. Ich trat einen Schritt zurück ins Gras und trat dabei auf etwas Lebendiges, eine Maus oder eine Kröte, die quetschte.

Nun sah ich deutlich eine hohe, dunkle Gestalt über den Graben hin unter die Bäume springen. Und ich hörte Zweige und Äste unter Fußstritten knaden.

Das ist Morten Fynbo! fuhr es mir durchs Hirn. Wohnt er hier in der Nähe, so ist ers!

„Ist da Jemand?“ rief ich laut.

Es blieb still und ich ging langsam weiter. Kommt er, sagte ich zu mir selbst, so schießest Du. Dazu hast Du das Recht. Ich ging hinüber auf die andere Seite des Weges, um im Schatten zu sein. Plötzlich sah ich, ein paar Ellen von mir, aus dem Graben fünf Finger auftauchen. Ich blieb mit einem Ruck stehen. Die Finger krümmten sich, einer nach dem anderen, der kleine Finger zuerst, und bohrten sich krampfhaft in das Gras ein. Im selben Augenblick fiel mir ein, daß gerade so Anna Sofies Finger sich in die Radspur eingebohrt hatten. Dann verschwand die Hand.

Ah, Unsinn! sagte ich zu mir selbst; nur keine Geschichten! Du hast Kopfschmerzen: Das ist das Ganze!

„Gut' Abend!“ sagte eine Stimme hinter mir.

Und als ich mich umwandte, stand da ein großer magerer Mann, einige Schritte entfernt, drüben auf dem hellen Fußweg.

„Sind Sies, der hier herumläuft und spukt?“ fragte ich ärgerlich. „Das sollten Sie sich doch bei Nacht lieber überlegen! Wer sind Sie? Und wo wollen Sie hin?“ fragte ich weiter und ging zu ihm hinüber.

„Ich will nach Haus, nach Bidy“, sagte der Mann. „Wollen wir vielleicht zusammen weitergehen? Denn da ist wohl nichts zu riskiren?“ fügte er hinzu; und ich sah seine weißen Zähne.

Wir standen Beide im Mondlicht. Der Mann hatte große Holzschuhe an und war krummrüdig. Ich sah ihm ins Gesicht. Er hatte kleine, stechende Augen wie

ein Schwein und ihm fehlte der unterste Theil des rechten Ohres. Aber ich war ganz und gar nicht überrascht.

„Bist Du von Lolland fort, Morten Synbo?“ fragte ich.

„Ja, Das bin ich“, sagte er. „Der Herr kennt mich also?“

„Du gehst nicht gern allein im Dunkeln, Morten Synbo?“ fuhr ich fort.

„Im Dunkeln?“ wiederholte er. „Aber, er sind Sie denn, mit Verlaub?“

„Wohnst Du hier in Kamerow?“

„Nein, oben in Siby. Da habe ich ein Haus.“

„Ist Moor dabei, Morten Synbo?“

„Moor? Nein“, sagte der Mann; seine kleinen Augen wurden noch kleiner.

„Wo ist denn Deine Büchse heute?“

„Ich habe seit vielen Jahren keine Büchse gehabt. Aber warum kommen Sie damit?“

„Du hast doch einmal gut geschossen.“

„Haben Sie mich da schon lange gefannt?“ fragte er unsicher.

„Hast Du Frau und Kinder, Morten Synbo?“

„Ich kann Das nicht aushalten, daß Sie mich die ganze Zeit immer so beim Namen nennen!“ sagte Morten irritirt.

„Das ist doch sonst ein guter Name,“ sagte ich. „Hast Du Frau und Kinder?“

„Nein,“ sagte er widerstrebend. „Den Frauensimmern bin ich immer aus dem Weg gegangen.“

„Anna Sofie!“ sagte ich laut, doch scheinbar vor mich hin in die Luft.

„Was ist? Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“ rief Morten rasch.

„Was wollen Sie? Wovon reden Sie?“

„Sieh, wie wunderbarlich sich der Rebel da über den Weg zieht!“ sagte ich ruhig. „Es sieht aus wie ein Mensch.“

Morten antwortete nicht.

„Anna Sofie!“ sagte ich in die Luft hin wie vorher.

„Ich schlage Dich!“ zischte Morten und hob die Hand.

„Das wußte ich“, sagte ich und zeigte ihm meinen Revolver.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“ stotterte er wieder.

„Anna Sofie!“ sagte ich zum dritten Mal.

„Ach nein, nein, nein!“ stöhnte er.

„Wie lange ist Das nun her?“ fragte ich rasch.

„Fünfzehn Jahre“, stüßte er; „fünfzehn Jahre ist es im Sommer.“

„Warum thatest Du Das?“

„Was geht Sie Das an?“ sagte er plötzlich hochjahrend. „Sind Sie vielleicht zum Richter über mich gesetzt?“

„Warum thatest Du Das, Morten Synbo?“

„Ich habe Das nicht gethan! Die mußten mich ja laufen lassen auf dem Amt.“

„Warum thatest Du Das, Morten Synbo?“ wiederholte ich.

Wir gingen Seite an Seite. Er dem Graben zunächst. Ich mitten auf dem Weg. Und den Revolver hatte ich in die Tasche gesteckt.

Ein nervöses Zittern ging durch ihn. Kurz darauf sagte er: „Welchen Sie mich dann beim Hadesvogel? Das können Sie thun; denn kam ich einmal los, so komme ich wohl auch das zweite Mal!“

Ich antwortete ihm nicht. Da fuhr er rasch, ohne Aufenthalt, fort, als ob er eine Lektion herunterleierte, an der er lange gelernt hatte: „Sie hatte mir ja versprochen, daß es was mit uns werden sollte. Und es war wohl nicht ihre Schuld, möchte ich glauben, daß ich ihr nicht näher gekommen war, als wie Recht und Gesetz erlauben, denn sie war schon zuthunlich genug. Aber ich nahm mich zusammen; ja, Das that ich, wie hart mirs auch bisweilen ankam. Jung war man ja damals; und von Fleisch und Blut sind wir doch Alle. Aber Das war nu wie 'ne Melejon bei mir, daß ich sie nicht nehmen wollte, bevors auf gezejlliche Weise geschehen konnte. Aber dazu hatte ich ja wieder kein Geld! Sie war auch böse genug darüber, denn ich hörte davon quatschen, daß sie bald das eine Großmaul an der Nase sährte und bald das andere. Aber wenn ich davon sprach, lachte sie so herzlich und sagte, auf das Gewäsch sollte ich doch nicht hören. . . Da kam sie nu und diente mit mir auf dem Hof, wo ich war. Und da stickelten die Knechte und stachen mir Das, daß sie nicht könnte vor Jens Due bestehen. Aber ich nahm es weiter nicht wichtig. Denn ich glaubte ja, was sie sagte. . . Aber eines Abends, wie ich übers Moor hinstrich, gingen mir die Augen auf; denn da saß sie und der Due in einer Heumiethe. . . ober lagen. Aber ob da was zwischen ihnen vorgefallen war: ja, Das weiß ich natürlich nun nicht so bestimmt. Die sahen mich nicht und ich ging nach Haus mit meinen Gedanken. . . Den nächsten Tag am Morgen geh' ich 'rüber auf den Hof und sage zu ihr, daß sie ins Moor kommen soll, wenn die Anderen zu Mittag schlafen. Und sie that auch nach meinen Worte. Und Keiner sah uns da zusammen sprechen, denn ich packte ihr auf hinterm Holzhaufen, wo sie hinkam und ihr Morgengeschäft verrichtete. Und sie hatte da übrigen's auch Eile genug, mich wieder wegzubringen! . . . Wies Ritagsstunde gemorden war, aß ich mit den Anderen und ging in die Kammer und legte mich mit den Anderen. Aber sofort, wie ich sie schnarchen und stöten hörte, stand ich auf und nahm heimlich die Büchse mit. Sie war geladen. Sie hing immer geladen in der Geschirrkammer. Denn ich ging ja immer schießen, wenns in meiner Freizeit paßte. . . Und dann lief ich am Vogelteich entlang bis ins Moor. Sie war nicht da, aber ich sah sie hinten auf dem Wege bei den Weiden. Und ich ging zu ihr hin. Du hast ja das Gewehr mit, Worten? sagte sie. Aber ich legte die Büchse ins Gras. Und dann bekam ich sie zu packen und warf sie hin. Und so hielten wir Hochzeit mitten auf der Landstraße, hielten wir, und sie ließ mich machen, was ich wollte, und Keiner von uns sagte ein Wort. Aber ich stand schnell auf und nahm die Büchse. Und sie sah es nicht, denn sie lag mit geschlossenen Augen da. Und ich schoß ihr aus dem einen Lauf gerade in den Leib. Und sie sprang auf und schrie und fiel aufs Gesicht, denn in dem Lauf war 'ne Kugel. Aber da schoß ich wieder und traf sie, wo ich hingielte, gerade in die rechte Schläfe. Und sie starb wohl auf der Stelle; denn es war Fuchschrot.“ Hier hielt Worten inne.

Wir waren aus dem Tannenwald herausgekommen und standen auf der Landstraße, die zwischen den Gemeinden von Siby und Skorbölle quer durch geht.

Kurz darauf fuhr er in dem selben leiernden Ton fort, als ob keine Unterbrechung stattgefunden hätte: „Da lief ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Und ich schlich mich in die Geschirrkammer und lud die Büchse und hing sie auf. Und wie die Anderen aufwachten, wachte ich mit auf. Und wir gingen 'raus und pflügten bis abends. Und aße. unser Abendbrot und gingen in unser Bett.“

„Wie schließt Du die Nacht?“ fragte ich.

„Danke; gut! Denn ich hatte nur gethan, was recht und billig war.“

„Wann kamen sie denn und holten Dich?“

„Den zweiten Tag darauf. Aber Die mußten mich ja laufen lassen, denn sie konnten mir ja nicht beikommen. Und die Knechte sagten, was sie meinten, daß ich vom Morgen bis zum Abend mit ihnen zusammen gewesen sei. Und das Gewehr hing ja geladen in der Geschirrkammer, konnten sie sehen. Das war also auch kein Anzeichen für sie.“

„Hast Du Das niemals bereut?“ fragte ich.

„Niemals!“ sagte er bestimmt. „Denn da war ja klare Rechnung zwischen uns. Sie konnte sich ja von mir losgesagt haben; aber Das hatte sie niemals gethan. . . Ja, nun könnte freilich Das gewesen sein.“ sagte er dann und kam damit auf meine Frage zurück, „daß ich sie sich nicht erst aussprechen ließ, denn vielleicht hätte sie sich mit Etwas erklärt. Aber Das vermute ich doch nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Dann hätte ich wohl dafür meine Strafe bekommen. Das hätte ich, wenn ich ihr in dem Punkt Unrecht gethan hätte. . . Aber vielleicht meinen Sie, daß ich die doch noch bekommen kann?“ fragte er plötzlich. „Das meine ich nun nicht. Denn Sie sind wohl ein denkendes Wesen genau so wie ich und Sie können doch sehen: was damals mit Anna Sofie geschah, war viel mehr eine That des Schicksals als meine. . . Aber nun möchte ich doch gern noch fragen, wer Sie sind. Denn da drin im Walde hatte ich so meine wunderlichen Gedanken darüber.“

„Das will ich Dir sagen, Morten“, sagte ich. „Den Abend, wie Stallknecht Rasmus sie unten im Moor fand, war ich mit ihm. Und ich stand dabei und sah, wie sie Anna Sofie auf den Wagen legten.“

„Sah Das schlimm aus?“ fragte Morten flüsternd.

„Du hättest gut getroffen!“

„Gott-Vater sei Dank!“ sagte Morten und faltete die Hände. „Denn Das war auch nicht meine Absicht, sie mehr zu quälen, als nothwendig war.“

„Hast Du niemals davon geträumt?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er; „in der ersten Zeit, wie ich im Arrest saß. Aber wie ich sah, daß sie mich nicht festkriegen konnten, deshalb, weil das Ganze von einer höheren Macht geleitet war, ging es vorüber. Und da dachte ich, daß ich doch keine Sünde begangen haben konnte, weil ich sonst auch meine Strafe dafür hätte leiden müssen.“

„Na“, sagte ich, „dann ist ja Alles gut. . . Aber nun ist wohl das Beste, wir sehen, nach Haus zu kommen?“

Morten packte mich am Arm und hielt mich zurück.

„Ich habe keine Büchse seit der Zeit angerührt“, sagte er leise. „Und sie hing mir doch früh und spät um in alten Zeiten.“

„Na ja“, sagte ich. „Das bleibt ja Deine Sache, Morten. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr, und Dank dafür! Das hat mich doch erleichtert.“

Damit trennten wir uns. Morten Fynbo ging die Landstraße weiter nach Siby und Storkbølle zu. Und ich ging in der entgegengesetzten Richtung auf Frørup zu. Noch lange konnte ich seine schweren Holzschuhe über die Steine klappern hören.

Balzac.

1799 ist Balzac geboren, in der Touraine, der Provinz des Ueberflusses, in Nabelais' heiterer Heimath. Im Juni 1799: das Datum ist werth, wiederholt zu werden. Napoleon (die von seinen Thaten schon beunruhigte Welt nannte ihn noch Bonaparte) kam in diesem Jahr aus Egypten heim, halb Sieger und halb Flüchtling. Unter fremden Sternbildern, vor den steinernen Zeugen der Pyramiden hatte er gekämpft, war dann, müde, ein grandios begonnenes Werk zäh zu vollenden, auf winzigem Schiff durchgeschlüpft zwischen den lauernden Korvetten Nelsons, saßte, ein paar Tage nach seiner Ankunft, eine Handvoll Getreuer zusammen, setzte den widerstrebenden Konvent rein und riß mit einem Griff die Herrschaft Frankreichs an sich. 1799, das Geburtsjahr Balzacs, ist der Beginn des Empire. Das neue Jahrhundert kennt nicht mehr Le petit caporal, nicht den korsischen Abenteuerer, sondern nur noch Napoleon, den Kaiser Frankreichs. Zehn, fünfzehn Jahre noch, die Knabenjahre Balzacs: und die machtgierigen Hände umspannen halb Europa, während seine ehrgeizigen Träume mit Adlersflügeln schon ausgreifen über die ganze Welt von Orient zu Occident. Es kann für einen Alles so intensiv Mit-erlebenden, für einen Balzac nicht gleichgiltig sein, wenn sechzehn Jahre Jugend, sechzehn Jahre erstes Erleben mit den sechzehn Jahren des Kaiserreichs, der vielleicht phantastischsten Epoche der Weltgeschichte, glatt zusammenfallen. Denn frühes Erlebniß und Bestimmung sind vielleicht nur Innen- und Außenfläche eines Gleichen. Daß Einer, irgend Einer kam, von irgend einer Insel im blauen Mittelmeer, nach Paris kam, ohne Freund und Geschäft, ohne Ruf und Würde, schroff die eben jugellose Gewalt dort packte, sie herumriß und in den Zaum zwang, daß irgend Einer, ein Einzelner, ein Fremder, mit einem Paar nackter Hände Paris gewann und dann Frankreich und dann die ganze Welt: diese Abenteuerlaune der Weltgeschichte wird nicht aus schwarzen Lettern unglaublich zwischen Legende und Historie ihm vermittelt, sondern farbig, durch all seine durstig aufgethanen Sinne bringt sie ein in sein persönliches Leben, mit tausend bunten Erinnerungswirklichkeiten die noch unbeschränkte Welt seines Inneren bevölkernd. Solches Erlebniß muß zum Beispiel werden. Balzac, der Knabe, hat das Lesen vielleicht gelernt an den Proklamationen, die stolz, schroff, mit fast römischem Pathos die fernsten Siege erzählten, der Kinderfinger zog wohl ungelent auf der Landkarte, auf der Frankreich wie ein überströmender Fluß allmächtig über Europa schwall, den Märschen der napoleonischen Soldaten nach, heute über den Mont Cenis, morgen über die Sierra Nevada, über die Flüsse hin nach Deutschland, über den Schnee nach Rußland, über das Meer vor Gibraltar hin, wo die Engländer mit glühenden Kanonenkugeln die Flottille in Brand schossen. Am Tag haben vielleicht die Soldaten auf der

Straße mit ihm gespielt, Soldaten, denen die Kosaken ihre Säbelhiebe ins Gesicht geschrieben hatten; nachts mag er oft aufgewacht sein vom zornigen Rollen der Kanonen, die hinzogen nach Oesterreich, um die Eisdecke unter der russischen Reiterei bei Kusterlitz zu zerschmettern. Alles Begehren seiner Jugend mußte aufgelöst sein in den aneifernden Namen, in den Gedanken, in die Vorstellung: Napoleon. Vor dem großen Garten, der aus Paris hinausführt in die Welt, wuchs ein Triumphbogen auf, dem die besiegten Städtenamen der halben Welt eingemeißelt waren. Und dieses Gefühl der Herrschaft: wie mußte es umschlagen in eine ungeheure Enttäuschung, als fremde Truppen mit Ruß und wehenden Fahnen durch diese stolze Wölbung zogen! Früh erlebte er schon die ungeheure Ummwälzung der Werthe, der geistigen eben so wie der materiellen. Er sah die Aßignaten, auf denen hundert oder tausend Francs mit dem Siegel der Republik verheißen waren, als werthlose Papiere im Winde flattern. Auf dem Goldstück, das durch seine Hand glitt, war bald des enthaupteten Königs festes Profil, bald die Jakobinermütze der Freiheit, bald des Konsuls Römergesicht, bald Napoleon im kaiserlichen Ornat. In einer Zeit so ungeheurer Ummwälzungen, da die Moral, das Geld, das Land, die Geseze, die Rangordnungen, Alles, was seit Jahrhunderten in feste Grenzen eingebämmt war, einsickerte oder überschwemmte, in einer Epoche so nie erlebter Veränderungen mußte ihm früh die Relativität aller Werthe bewußt werden. Ein Wirbel war die Welt um ihn, und wenn er nach Ueberlicht suchte, nach einem Symbol, so war es immer in diesem Auf und Nieder der Ereignisse nur der Eine, der Wirkende, von dem diese tausend Erschütterungen und Schwingungen ausgingen. Und ihn selbst, Napoleon, hatte er noch erlebt. Er sah ihn zur Parade reiten mit den Geschöpfen seines Willens, mit Rustan dem Kameluden, mit Josef, dem er Spanien geschenkt hatte, mit Murat, dem er Sizilien gegeben, mit Bernadotte, dem Verräther, mit Allen, denen er Kronen gemünzt hatte und Königreiche erobert, die er aufgehoben aus dem Nichts ihrer Vergangenheit in den Strahl seiner Gegenwart. In einer Sekunde war in seine Rezhaut sinnfällig und lebendig ein Bild eingestrahlt, das größer war als alle Beispiele der Geschichte: Er hatte den großen Welteroberer gesehen! Und ist für einen Knaben, einen Welteroberer zu sehen, nicht gleich dem Wunsch, selbst einer zu werden? Noch an zwei anderen Stellen ruhten in diesem Augenblick zwei Welteroberer aus: in Königsberg, wo Einer die Witte der Welt sich auflöste in eine Ueberlicht, und in Weimar, wo sie ein Dichter nicht minder in ihrer Gänge besaß als Napoleon mit seinen Armeen. Aber Dies war für lange noch unfühlbare Ferne für Balzac. Und den Trieb, immer nur das Ganze zu wollen, nie ein Einzelnes, die ganze Weltfülle gierig zu erstreben, diesen fieberhaften Ehrgeiz hat einzig das Beispiel Napoleons an ihm verschuldet, das die ganze französische Nation auf Jahre hin verdarb.

Dieser ungeheure Weltwille weiß noch nicht sofort seinen Weg. Balzac entscheidet sich zunächst für keinen Beruf. Zwei Jahre früher geboren, wäre er, ein Achtzehnjähriger, in die Reihen Napoleons getreten, hätte vielleicht bei Belle-Alliance die Höhen gestürmt, wo die englischen Kartätschen niederlegten; aber die Weltgeschichte liebt keine Wiederholungen. Auf den Gewitterhimmel der napoleonischen Epoche folgen laue, weiche, erschlaffende Sommertage. Unter Ludwig dem Achtezehnten wird der Säbel zum Zierdegen, der Soldat zur Hofschranze, der Politiker zum Schönredner; nicht mehr die Faust der That, das dunkle Füllhorn des Zufalls vergeben die hohen Staatsstellen, sondern weiche Frauenhände schenken Günst und Gnade, das öffentliche Leben verflacht, der Blick der Ereignisse glättet sich zum sanften Teich. Mit den Waffen war die Welt nicht mehr zu erobern. Napoleon, dem Einzelnen ein Beispiel, war eine Abschreckung für die Vielen. So blieb die Kunst. Balzac beginnt, zu schreiben. Aber nicht, wie die Anderen, um Geld zu raffen, zu amüsiren, ein Bücherregal zu füllen, ein Boulevardgespräch zu sein. Ihn läßt nicht nach einem Marschallstab in der Literatur, sondern nach der Kaiserkrone. In einer Mänsarde fängt er an. Unter fremdem Namen, wie um seine Kraft zu proben, schreibt er die ersten Romane. Es ist noch nicht Krieg, sondern nur Kriegsspiel, Manöver und noch nicht die Schlacht. Unzufrieden mit dem Erfolg, unbestriedigt vom Gelingen, wirft er dann das Handwerk hin, dient drei, vier Jahre lang anderen Berufen, sitzt als Schreiber in der Stube eines Notars, beobachtet, sieht, genießt, dringt mit seinem Blick in die Welt; und dann fängt er noch einmal an. Jetzt aber mit jenem ungeheuren Willen auf das Ganze hinielend, mit jener gigantischen fanatischen Hier, die das Einzelne, die Erscheinung, das Phänomen, das Losgerissne mißachtet, um nur das in großen Schwingungen Kreisende zu umfassen, das geheimnißvolle Räderwerk der Urtriebe zu belauschen. Aus dem Gebräu der Geschehnisse die reinen Elemente, aus dem Zahlengewirr die Summe, aus dem Getöse die Harmonie, aus der Lebensfülle die Essenz zu gewinnen, die ganze Welt in seine Keiorte zu drängen, sie noch einmal zu schaffen en raccourci, in der genauen Verkürzung, die so unterjochte mit seinem eigenen Athem zu befeelen, mit seinen eigenen Händen zu lenken: Das ist nun sein Ziel. Nichts soll verloren gehen von der Vielfalt; und um dieses Unendliche in ein Endliches, das Unerreichbare in ein Menschenmögliches zusammenzupressen, giebt es nur einen Prozeß: die Komprimirung. Seine ganze Kraft arbeitet dahin, die Phänomene zusammenzudrängen, sie durch ein Sieb zu jagen, wo alles Unwesentliche zurückbleibt und nur die reinen, werthvollen Formen durchsickern, und sie dann, diese verstreuten Einzelformen, in der Bluth seiner Hände zusammenzupressen, ihre ungeheure Vielheit in ein anschauliches, übersichtliches System zu bringen, wie Linné die Milliarden Pflanzen in eine enge Uebersicht, wie der Chemiker die unzählbaren Zusammensetzungen in eine Handvoll Elemente auflöst. Er vereinfacht die Welt, um

sie dann zu beherrschen, er preßt die Bezwungene in den grandiosen Kerker der „Comédie Humaine“. Durch diesen Prozeß der Destillation sind seine Menschen immer Typen, immer charakteristische Zusammenfassungen einer Mehrheit, von denen ein unerhörter Kunstwille alles Ueberflüssige und Unwesentliche abgeschüttelt hat. Diese gradlinigen Leidenschaften sind die Stoßkräfte, diese reinen Typen die Schauspieler, diese dekorativ vereinfachte Umwelt die Couliissen der „Comédie Humaine“. Balzac vereinfacht, indem er das Centralisationsystem der Verwaltung in die Literatur einführt. Wie Napoleon macht er Frankreich zum Umkreis der Welt, Paris zum Centrum. Und innerhalb dieses Kreises, in Paris selbst, zieht er mehrere Kreise: den Adel, die Geistlichkeit, die Arbeiter, die Dichter, die Künstler, die Gelehrten. Aus fünfzig aristokratischen Salons macht er einen einzigen: den der Herzogin von Cadignan. Aus hundert Bankiers den Baron von Nucingen, aus allen Bucherern den Gobsek, aus allen Aerzten den Horace Bianchon. Er läßt diese Menschen enger bei einander wohnen, häufiger sich berühren, vehementener sich bekämpfen. Wo das Leben tausend Spielarten erzeugt, hat er nur eine. Er kennt keine Mischtypen. Seine Welt ist ärmer als die Wirklichkeit, aber intensiver. Denn seine Menschen sind Extrakte, seine Leidenschaften reine Elemente, seine Tragödien Kondensstrungen. Wie Napoleon beginnt er mit der Eroberung von Paris. Dann faßt er Provinz nach Provinz (jedes Departement sendet gewissermaßen seine Sprecher in das Parlament Balzacs) und dann wirft er wie der siegreiche Konsul Bonaparte seine Truppen über alle Länder. Er greift aus, sendet seine Menschen an die Fjorde Norwegens, in die verbrannten, sandigen Ebenen Spaniens, unter den feuerfarbigen Himmel Egyptens, an die vereiste Brücke der Dorelina; noch weiter greift sein Weltwille als der seines großen Vorbildes. Und wie Napoleon, ausruhend zwischen zwei Feldzügen, den Code Civil schuf, so giebt Balzac, ausruhend von der Eroberung der Welt, in der „Comédie Humaine“, einen Code Moral der Liebe, der Ehe, eine prinzipielle Abhandlung und zieht über die erdumspannende Linie der großen Werke noch lächelnd die übermüthige Arabeske der Contes Drolatiques. Vom tiefsten Elend, aus den Hütten der Bauern wandert er in die Paläste von Saint-Germain, dringt in die Gemächer Napoleons; überall reißt er die Wand auf und mit ihr die Geheimnisse der verschlossenen Räume. Er tastet mit den Soldaten in den Zelten der Bretagne, spielt an der Börse, steht in die Couliissen des Theaters, überwacht die Arbeit des Gelehrten. Kein Winkel ist in der Welt, wo seine zauberische Flamme nicht hinleuchtet. Zweihis dreitausend Menschen bilden seine Armee; aus dem Boden hat er sie gestampft, aus seiner flachen Hand ist sie aufgewachsen. Naht, aus dem Nichts sind sie gekommen und er wirft ihnen Kleider um, schenkt ihnen Titel und Reichthümer, wie Napoleon seinen Marschällen, nimmt sie wieder ab, er spielt mit ihnen, heßt sie durcheinander. Unzählbar ist die Vielheit der Geschicknisse,

ungeheuer die Landschaft, die hinter diese Ereignisse sich stellt. Einzig in der neuzeitlichen Literatur, wie Napoleon einzig in der modernen Geschichte, ist diese Eroberung der Welt in der „Comédie Humaine“. Aber es war der Snabentraum Balzacs, die Welt zu erobern, und nichts ist gewaltiger als früher Vorfaß, der Wirklichkeit wird. Unter ein Bild Napoleons hatte er geschrieben: „Ce qu'il n'a pu achever par l'épée, je l'accomplirai par la plume.“

Und wie er, so sind seine Helden. Alle haben das Welteroberungsgelüft. Eine centripetale Kraft schleudert sie aus der Provinz, aus ihrer Heimath, nach Paris. Dort ist ihr Schlachtfeld. Fünfzigtausend junge Leute, eine Armee strömt heran, unversuchte, keusche Kraft, entladungslüchtige, unklare Energie; und hier, im engen Raume prallen sie auf einander wie Geschosse, vernichten sich, treiben sich empor, reißen sich in den Abgrund. Keinem ist ein Platz bereit. Jeder muß sich die Rednerbühne erobern und dies stahlharte, biegsame Metall, das Jugend heißt, umschmieden zu einer Waffe, seine Energien konzentriren zu einem Explosio. Daß dieser Kampf innerhalb der Civilisation nicht minder erbittert ist als der auf den Schlachtfeldern: Dies als Erster bewiesen zu haben, ist der Stolz Balzacs. „Keine bürgerlichen Romane sind tragischer als Eure Trauerspiele!“ ruft er den Romantikern zu. Denn das Erste, was diese jungen Menschen in den Büchern Balzacs lernen, ist das Gesetz der Unerbittlichkeit. Sie wissen, daß sie zu viele sind, und müssen einander (das Bild gehört Vautrin, dem Liebling Balzacs) aufreißen wie die Spinnen in einem Topf. Sie müssen die Waffe, die sie aus ihrer Jugend geschmiedet haben, noch eintauchen in das brennende Gift der Erfahrung. Nur der Ueberbleibende hat Recht. Aus allen zweiunddreißig Windrichtungen kommen sie her wie die Sansculotten der Großen Armee, zerreißn sich die Schuhe auf dem Weg nach Paris, der Staub der Landstraße klebt an ihren Kleidern und ihre Kehle ist verbrannt von einem ungeheuren Durst nach Genuß. Und wie sie sich umsehen in dieser neuen, zauberischen Sphäre der Eleganz, des Reichthumes und der Macht, da fühlen sie, daß, um diese Paläste, diese Frauen, diese Gewalten zu erobern, all das Wenige, was sie mitgebracht haben, werthlos sei, daß sie ihre Fähigkeiten, um sie auszunützen, umschmelzen müßten, Jugend in Fähigkeit, Klugheit in List, Vertrauen in Falschheit, Schönheit in Laster, Betwegenheit in Verschlagenheit.

Denn die Helden Balzacs sind starke Begehrende; sie streben nach dem Ganzen. Alle haben das selbe Abenteuer. Ein Talbusz fauft an ihnen vorbei, die Räder sprühen sie an mit dem Roth, der Kutscher schwingt die Peitsche, aber darin sitzt eine junge Frau, in ihrem Haar blinkt der Schmuck. Ein Blick weht rasch vorüber. Sie ist verführerisch und schön, ein Symbol des Genußes. Und alle Helden Balzacs haben in diesem Augenblick nur einen Wunsch: Nie diese Frau, den Wogen, die Diener, den Reichtum, Paris, die Welt! Das Beispiel Napoleons, daß alle Macht auch für den geringsten feil sei, hat sie

verdorben. Nicht wie ihre Väter in der Provinz ringen sie um einen Weinberg, um eine Präfektur, um eine Erbschaft, sondern um Symbole schon, um die Macht, um den Aufstieg in jenen Lichtkreis, wo die Lilien-sonne des Königthums glänzt und das Geld wie Wasser durch die Finger rinnt. So werden sie jene großen Ehrgeizigen, denen Balzac stärkere Muskeln, mildere Beredsamkeit, energischere Triebe, ein, wenn auch rascheres, so doch lebendigeres Leben zuschreibt als den Anderen. Sie sind Menschen, deren Träume Thaten werden, Dichter, wie er sagt, die in der Materie des Lebens dichten. Zweifach ist ihre Angriffsweise: ein sonderer Weg bahnt sich dem Genie, ein anderer dem Gewöhnlichen. Man muß sich eine eigene Weise finden, um zur Macht zu gelangen, oder man muß die der Andern, die Methode der Gesellschaft erlernen. Als Kanonenkugel muß man mörderisch hineinschmettern in die Menge Derer, die zwischen Einem und dem Ziel stehen, oder man muß sie schleichend vergiften wie die Pest, räch Vautrin, der Anarchist, die grandiose Lieblingsfigur Balzacs. Im Quartier Latin, wo Balzac selbst in enger Stube begonnen hat, treten auch seine Helden zusammen, die Urformen des sozialen Lebens, Desplein, der Student der Medizin, Rastignac, der Streber, Louis Lambert, der Philosoph, Bridau, der Maler, Rubamprös, der Journalist, ein Cénacle junger Menschen, ungeformte Elemente, reine, rudimentäre Charaktere; und dennoch: das ganze Leben gruppiert um eine Tischplatte. Dann aber hineingegossen in die große Retorte des Lebens, eingekocht in die Hitze der Leidenschaften und wieder erkaltend, erstarrt an den Enttäuschungen, unterworfen den vielfachen Wirkungen der gesellschaftlichen Natur, den mechanischen Reibungen, den magnetischen Anziehungen, den chemischen Zerlegungen, den molekularen Zerlegungen, bilden sich diese Menschen um, verlieren sie ihre wahre Natur. Die furchtbare Säure, die Paris heißt, löst die Einen auf, zerfrisst sie, scheidet sie aus, läßt sie verschwinden; und kristallisiert, verhärtet, versteinert wiederum die Andern; alle Wirkungen der Wandlung, Färbung und Vereinerung vollziehen sich an ihnen, aus den vereinten Elementen bilden sich neue Komplexe und zehn Jahre später grüßen sich die Uebergebliebenen, Umgeformten mit Augurenlächeln auf den Höhen des Lebens, Desplein, der berühmte Arzt, Rastignac, der Minister, Bridau, der große Maler, während Louis Lambert und Rubamprös zerschmettert, zerrieben sind im Kampf. Nicht umsonst hat Balzac die Chemie geliebt, die Werke Lavoiers, Davoisiers studirt. Denn in diesem vielfachen Prozeß der Aktionen und Reaktionen, der Affinitäten, der Abstoßungen und Anziehungen, Ausscheidungen und Gliederungen, Zerlegungen und Kristallisierungen, in der atomhaften Vereinfachung des Zusammengesetzten schien ihm deutlicher als anderswo das Bild der sozialen Zusammensetzung gespiegelt zu sein. Daß jede Vielheit nicht minder auf die Einheit wirke als die Einheit selbst wieder bestimmend auf die Vielheit: diese Auffassung, die er Lamarquismus nannte (und die Taine später zu Begriffen erstarrt hat), daß jedes Individuum ein

Produkt sei, geformt von Klima, Milieu, Sitten, Zufall, von Alledem, was schicksalsträchtig an ihm rühre, daß jedes Individuum seine Wesenheit aus einer Atmosphäre sauge, um selbst wieder eine neue Atmosphäre zu entstrahlen, dieses universelle Bedingtheit von In- und Umwelt war ihm Axiom. Und diesen Abdruck des Organischen im Unorganischen und die Strifspuren des Lebendigen im Begrifflichen wieder, diese Summationen eines momentanen geistigen Besizes im sozialen Wesen, die Produkte ganzer Epochen aufzuzeichnen, schien ihm höchste Aufgabe des Künstlers. Alles fließt ineinander, alle Kräfte sind in Schweben und keine frei. Dieser sein unbegrenzter Relativismus hat jede Kontinuität, selbst die des Charakters, gelehnet. Balzac hat seine Menschen immer an den Ereignissen sich formen lassen, sich modelliren wie Thon in der Hand des Schicksals. Selbst die Namen seiner Menschen umspannen einen Wandel und kein Einheitliches. Durch zwanzig der Bücher Balzacs geht der Baron von Rastignac, Vair von Frankreich. Man glaubt, ihn schon zu kennen, von der Straße her oder vom Salon oder von der Zeitung, diesen rücksichtslosen Artvirten, diesen Prototyp eines brutalen pariserischen unbarmherzigen Strebers, der aalglatt durch alle Schlupfwinkel der Geseze sich durchdrückt und die Moral einer verkommenen Gesellschaft meisterhaft verkörpert. Aber da ist ein Buch, in dem ist auch ein Rastignac, der junge, arme Edelmann, den seine Eltern mit vielen Hoffnungen und wenig Geld nach Paris schicken, ein weicher, sanfter, bescheidener, sentimentalischer Charakter. Und das Buch erzählt, wie er in die Pension Bauquer geräth, in den Hergentkessel von Gestalten, in eine jener genialen Verkürzungen, wo Balzac in vier schlecht tapezirte Wände die ganze Lebensvielfalt der Temperamente und Charaktere einschließt, und hier sieht er die Tragödie des ungekrönten König Lear, des Vater Goriot, sieht, wie die Hülterprinzessinnen des Faubourg Saint-Germain gierig den alten Vater bestehlen, sieht alle Niedertracht der Gesellschaft, gelöst in eine Tragödie; und da, wie er endlich dem Sarge des allzu Gütigen folgt, allein mit einem Hausknecht und einer Magd, wie er in zorniger Stunde Paris schmutziggeld und trüb wie ein böses Geschwür von den Höhen des Père Lachaise zu seinen Füßen sieht, da weiß er alle Weisheit des Lebens. In diesem Moment hört er die Stimme Baurtrins, des Sträflings, in seinem Ohr aufklingen, seine Lehre, daß man Menschen wie Postpferde behandeln müsse, sie vor seinem Wagen hegen und dann krepiren lassen am Ziel: in dieser Sekunde wird er der Baron Rastignac der anderen Bücher, der rücksichtslose, unerbittliche Streber, der Vair von Paris. Und diese Sekunde am Kreuzweg des Lebens erleben alle Helden Balzacs. Sie Alle werden Soldaten im Krieg Aller gegen Alle. Jeder stürmt vorwärts; über die Leiche des Einen geht der Weg des Anderen. Daß Jeder seinen Kubikon, sein Waterloo hat, daß die gleichen Schlachten sich in Palästen, Hütten und Tavernen liefern, zeigt Balzac; und daß unter den abgerissenen Kleidern Priester, Ärzte, Soldaten, Advokaten die selben Triebe entläußern,

weiß sein Vautrin, der Anarchist, der die Rollen Aller spielt und in zehn Verleibungen in den Büchern Balzacs austritt, immer aber der Selbe und bewußt der Selbe. Der äußeren Egalisirung wirkt der innere Ehrgeiz entgegen. Da Keinem ein Platz vorbehalten ist wie einst dem König, dem Adel, den Priestern, da Jeder ein Anrecht auf alle hat, so verzehnfacht sich ihre Anspannung. Die Verkleinerung der Möglichkeiten äußert sich im Leben als Verdoppelung der Energie.

Und dieser mörderische und selbstmörderische Kampf der Energien ist es, der Balzac reizt. Die an ein Ziel gewandte Energie als Ausdruck des bewußten Lebenswillens, nicht der Effekte wegen, sondern um ihrer selbst willen zu schildern, ist seine Leidenschaft. Ob sie gut oder böse, wirksam oder verschwendet bleibt, ist ihm gleichgültig, sobald sie nur intensiv wird. Intensität, Wille ist Alles, weil er dem Menschen gehört, Erfolg und Ruhm nichts, denn ihn bestimmt der Zufall. Der kleine Dieb, der ängstliche, der ein Brot vom Bäckerladentisch in den Kermel verschwinden läßt, ist langweilig, der große Dieb, der professionelle, der nicht nur um des Nutzens, sondern um der Leidenschaft willen raubt, dessen ganze Existenz sich auslöst in den Begriff des Anstichreichens, ist grandios. Die Effekte, die Thatsachen zu müssen, ist Aufgabe der Geschichtschreibung; die Ursachen, die Intensitäten freizulegen, ist für Balzac die des Dichters. Denn tragisch ist nur die Kraft, die nicht ans Ziel gelangt. Balzac schildert die héros oubliés, für ihn giebt es in jeder Epoche nicht nur einen Napoleon, nicht nur den der Historiker, der die Welt erobert hat von 1796 bis 1815, sondern er kennt vier oder fünf. Der eine ist vielleicht bei Marengo gefallen und hat Désaix geheißt, der zweite mag vom wirklichen Napoleon nach Egypten gesandt worden sein, fernab von den großen Ereignissen, der dritte hat vielleicht die ungeheuerste Tragödie erlitten: er war Napo'eon und ist nie auf ein Schlachtfeld gelangt, hat in irgendeinem Provinznest einsiedeln müssen, statt Wildbach zu werben, aber er hat nicht minder Energie verausgabt, wenn auch an kleinere Dinge. So nennt er Frauen, die durch ihre Hingebung und ihre Schönheit berühmt geworden wären unter den Sonnenköniginnen, deren Namen geklungen hätten wie der der Pompadour oder der Diane de Poitiers, er spricht von den Dichtern, die an der Ungunst des Augenblicks zu Grunde gehen, an deren Namen der Ruhm vorbeigezogen ist und denen ein Dichter erst wieder den Ruhm schenken muß. Er weiß, daß jede Sekunde des Lebens eine ungeheure Fülle von Energie unwirksam verschwendet. Ihm ist bewußt, daß die Egenie wandet, das sentimentale Provinzmädel, in dem Augenblick, wo sie erzitternd vor dem geizigen Vater ihrem Bettler die Geldbörse schenkt, nicht minder tapfer ist als Jeanne d'Arc, deren Martorbild auf jedem Marktplatz Frankreichs leuchtet. Erfolge können den Biographen unzähliger Karrieren nicht blenden, Den nicht täuschen, der alle Schwänke und Nükturen des sozialen Lebens chemisch zersezt hat. Balzacs unbestechliches Auge, einzig nach Energie ausspähend, sieht aus dem Gewühl

der Thatfachen immer nur die lebendige Anspannung, greift in jenem Gedränge an der Berezina, wo das zersprengte Heer Napoleons über die Brücke strebt, wo Verzweiflung und Niedertracht und Heldenthum hundertfach geschilderter Szenen zu einer Sekunde zusammengedrängt sind, die wahren, die größten Helden: die vierzig Pioniere, deren Namen Niemand kennt, die drei Tage bis an die Brust im eiskalten, Schollen treibenden Wasser gestanden hatten, um diese schwankende Brücke zu bauen, auf der die Hälfte der Armee entkam. Er weiß, daß hinter den verhängten Scheiben von Paris in jeder Sekunde Tragödien geschehen, die nicht geringer sind als der Tod der Julia, das Ende Wallensteins und die Verzweiflung Beats; und immer wieder hat er das eine Wort stolz wiederholt: „Meine bürgerlichen Romane sind tragischer als Cure tragischen Trauerspiele.“ Denn seine Romantik greift nach innen. Sein Baudrin, der Bürgerkleidung trägt, ist nicht minder grandios als der schellenumhangene Glöckner von Notte Dame, der Luasimodo des Victor Hugo; die starren, seltsamen Landschaften der Seele, das Gestrüpp von Leidenschaft und Gier in der Brust seiner großen Streber ist nicht minder schreckhaft als die schaurige Felsenhöhle des Han d'Islande. Balzac sucht das Grandiose nicht in der Draperie, nicht im Fernblick auf das Historische oder Exotische, sondern im Ueberdimensionalen, in der gesteigerten Intensität eines in seiner Geschlossenheit einzig werdenden Gefühls. Er weiß, daß jedes Gefühl erst bedeutsam wird, wenn es in seiner Kraft ungebrochen bleibt, jeder Mensch nur groß, wenn er sich konzentriert in eine Aufgabe, sich nicht verschleudert, in einzelne Begierden zersplittert, wenn seine Leidenschaft die allen anderen Gefühlen zugeordneten Säfte in sich austrinkt, durch Raub und Unnatur stark wird, so wie ein Ast mit doppelter Wucht erst ausblüht, wenn der Gärtner die Zwillingsäfte gefällt oder gedrosselt hat. Solche Monomanen der Leidenschaft hat er geschildert, die in einem einzigen Symbol die Welt begreifen und ihrem dunklen Gang einen Sinn aufzwingen. Eine Art Mechanik der Leidenschaften ist der Grundgedanke seiner Energetik, der Glaube, daß jedes Leben eine gleiche Summe von Kraft verausgibt, einerlei, an welche Illusion es diese Willensbegehungen verschwende, einerlei, ob es sie langsam verzettele in tausend Erregungen oder sparsam aufbewahre für die kurzen heftigen Ekstasen, ob in Verbrennung oder Explosion das Lebensfeuer sich verzehre. Wer rascher lebt, lebt nicht kürzer, wer einseitig lebt, nicht minder vielfältig. Klare Menschen interessieren Balzac nicht, nur solche, die Etwas ganz sind, die mit allen Nerven, mit allen Muskeln, mit allen Gedanken an einer Illusion des Lebens hängen, an der Liebe, der Kunst, dem Geiz, der Hingebung, der Tapferkeit, der Trägheit, der Politik, der Freundschaft, an irgendeinem beliebigen Symbol, aber an diesem ganz.

Diese hommes à passion, diese Fanatiker einer selbstgeschaffenen Religion setzen nicht nach rechts, nicht nach links. Sie sprechen verschiedene Sprachen und verstehen einander nicht. Biete dem Sammler eine Frau, die schönste der

Welt: er wird sie nicht bemerken; dem Liebenden eine Karriere, er wird sie misachten; dem Geizigen ein Anderes als Geld: er wird nicht aufschauen von seiner Truhe. Läßt er sich verlocken, verläßt er die eine geliebte Leidenschaft um der anderen willen, so ist er verloren. Denn Muskeln, die man nicht gebraucht, zerfallen, Sehnen, die man Jahre lang nicht gespannt, verknöchern, und wer sein Leben lang Virtuose einer einzigen Leidenschaft war, Athlet eines einzigen Gefühls, ist Stümper und Schwächling auf jedem anderen Gebiet. Hier setzen die großen Tragödien Balzacs ein. Der Geldmann Nucingen, der Millionen gesammelt hat, an Klugheit überlegen allen Bankiers des Kaiserreiches, wird ein läppiſches Kind in den Händen einer Dirne; der Dichter, der sich dem Journalismus hinwirft, wird zerrieben wie ein Korn unter dem Mühlstein. Jedes Traumbild der Welt, jedes Symbol ist eifersüchtig wie Jehova und duldet keine anderen Leidenschaften neben sich.

Und von diesen Leidenschaften ist keine größer und keine geringer; sie haben eine Rangordnung eben so wenig wie Landschaften oder Träume. „Warum sollte man nicht die Tragödie der Dummheit schreiben?“ fragt Balzac, „die der Verschämtheit, die der Kengstlichkeit, die der Langeweile?“ Auch sie sind bewegende, treibende Kräfte, auch sie bedeutsam, insofern sie nur hinreichend intensiv sind. Die ärmlichste Lebenslinie hat Schwung und Schönheit, sobald sie ungebrosen bleibt oder ihr Schicksal ganz umkreist. Und diese Urkräfte aus der Brust der Menschen zu reißen, sie zu heizen durch den Druck der Atmosphäre, sie peitschen zu lassen durch das Gefühl, sie zu berauschen an den Ekstasen des Hasses und der Liebe, sie rasen zu lassen im Rausch, am Pressstein des Zufalls die einen zu zerschmettern, sie zusammenzupressen und auseinanderzureißen, Verbindungen herzustellen, Brücken zu schlagen zwischen den Träumen, zwischen dem Geizigen und dem Sammler, dem Ehrſüchtigen und dem Erotiker, raslos das Parallelogramm der Kräfte zu verschieben, in jedem Schicksal den drohenden Abgrund von Wellenberg und Wellenthal aufzureißen, sie zu schleudern von unten nach oben und von oben nach unten und dabei in dieses flackernde Spiel mit erhitzen Augen zu starren, wie Gobsec, der Wucherer, auf die Diamanten der Gräfin Restaud, das erlöschende Feuer mit dem Balg immer wieder aufzublenden zu lassen, die Menschen wie Sklaven zu heizen, nie sie ruhen zu lassen, sie zu schleppen wie Napoleon seine Soldaten durch alle Länder, von Oesterreich wieder in die Vendée, über das Meer nach Egypten und nach Rom, durch das Brandenburger Thor und wieder vor den Abhang der Alhambra, über Sieg und Niederlage bis nach Moskau schließlich, die Hälfte unterwegs liegen zu lassen, zerschmettert von den Granaten oder unter dem Schnee der Steppen, die ganze Welt zuerst zu schnigen wie Figuren, zu malen wie eine Landschaft und dann das Puppenspiel mit erregten Fingern zu beherrschen: Das war seine, war Balzacs Monomanie.

Wien.

Stefan Zweig.

Anzeigen.

Wirthschaftsrechnungen. Von Karl Freiherr von Keller. Privatdruck.

Dem Nachwort, das ich zu dieser originellen Arbeit, auf Wunsch ihres Verfassers, geschrieben habe, hätte der Titel getaugt: „**Vom Einkommen und vom Auskommen**“. Es sollte mahnen, in dem Streit darüber, wer produziren solle, nicht die Frage zu vergessen, was eigentlich produziert werden soll. Hier ist:

Wohin wir blicken: Statistik! Darüber mögen Die Freude empfinden, denen die Zahl das Symbol der Exaktheit bedeutet. Diese mögen triumphirend darauf hinweisen, daß man mit Hilfe der Statistik im Stande ist, fast alle Verhältnisse des Weltgetriebes zahlenmäßig zu erfassen und so die bunte Vielgestaltigkeit des Lebens auf einfache Formeln zu bringen. Wir aber ist bang vor den vieltausend nie versiegenden statistischen Quellen, aus denen ohne Unterlaß Zahlenbäche sprudeln: statt den dürren Acker unserer sozialen Erkenntniß zu bewässern, überschwemmen sie ihn. In die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durch die Zählung charakteristischer Thatfachen sichtlich einzubringen: Das ist die positive Aufgabe der Statistik. Aber Ueberflüssigkeiten und Nebenächlichkeiten zu zählen, kommt mir wenig sinnvoll vor; auch wenn sie massenhaft in die Erscheinung treten. Freilich: es giebt wohl Thatfachen der Statistik, die an und für sich kennen zu wollen, Selbstzweck sein mag; Vieles vom Stand und von der Bewegung der Bevölkerung, von den Dingen des wirthschaftlichen Lebens, von den moralischen und intellektuellen Phänomenen verdient in Zahlen gewußt zu werden, ob nun mit diesen gerechnet werden soll oder nicht. Doch ein wirklich lebendiges Interesse wird sich der Massenerscheinungen (und namentlich der sozialen) erst dann bemächtigen, wenn wir sie in Beziehung zum praktischen Handeln bringen. Deutlicher als anderswo zeigt sich Das im wirthschaftlichen Leben. Unsere wirthschaftlichen Ideale sind Produktionideale: drum wird in der wirthschaftlichen Statistik besonders die Produktionsstatistik gepflegt.

Wenn aber das Leben überhaupt einen Sinn hat, so ist es gründlich verkehrt, die Gütererzeugung in den Vordergrund unseres Denkens und Trachtens zu schieben, und eben so thöricht ist dann natürlich auch die übertriebene Bevorzugung produktionsstatistischer Daten. Den Einwand, auch an einer Statistik des Konsums mangle es nicht, lasse ich nicht gelten. Gewiß: wir haben Verbrauchsberechnungen über wichtige Nahrung- und Genußmittel und über unentbehrliche Rohstoffe; wir wissen, was pro Kopf der Bevölkerung „zum Verbrauch im Deutschen Reich für menschliche und thierische Ernährung und gewerbliche Zwecke“ an Getreide und Kartoffeln verfügbar ist; wir wissen, wie viel Branntwein, Bier, Tabak, Salz, Zucker, Kaffee, Thee, Perlinge, Meis, Säbfrüchte, Gewürze, Kakao und so weiter auf den Einzelnen „kommen“, und wir sind auch über den durchschnittlichen Verbrauch von Kohle, Eisen, Zink, Blei, Kupfer, Petroleum und roher Baumwolle unterrichtet; doch mit solchen Angaben ist wenig anzufangen: statistische Phrasen! Ueberall zeigt uns die Statistik das arbeitende, das schaffende, das erwerbende Volk; aber wie dieses den Ertrag seines Mühens verzehrt: Das zeigt uns die Statistik eigentlich nirgends. Und die Antwort auf die Frage: „Wie leben denn all die Millionen?“ bleibt sie uns schuldig. Den Werth ihrer Arbeitleistung, der Waare, mit der sie sich ihre Portion Leben erkaufen, kennen wir einigermaßen:

wir haben Einkommenstatistiken. Ueber das Auskommen weiß die Statistik so gut wie nichts zu sagen.

An statistischen Schwierigkeiten liegt Das natürlich nicht. Diese halten wir nur deshalb für erhehlich oder gar für unüberwindlich, weil unser ökonomisches Denken so sehr von der fixen Idee beherrscht wird, es sei etwas besonders Verdienstliches, Güter zu erzeugen, daß uns, ethisch gewerthet, der Konsum kaum mehr gilt als eine zwar notwendige, aber lästige Begleiterscheinung der Produktion. Gegenüber diesem schönen Ideal des Produzirens um der Produktion willen sollte man sich doch aber endlich bewußt zu der dem naiven Menschen ganz selbstverständlich erscheinenden Anschauung bekennen, daß die Produktion nichts weiter als die Magd des Konsums zu sein hat und daß unsere wirtschaftlichen Ideale nicht in irgendeinem System der Gütererzeugung zu suchen sind, sondern daß sie sich dem aus einer Weltanschauung gewonnenen Ideal der Lebensführung anzupassen und unterzuordnen haben. Das kann man nicht oft genug sagen.

Gern weise ich darum auf die Arbeit des Herrn von Keller hin. Hätten seine durch zwölf lange Jahre mit erstaunlicher Sorgfalt geführten Wirtschaftsrechnungen nur das negative Verdienst, daß sie „den weitgehenden Schlüssen, die seitdem oft an ein einziges Budget oder an eine Jahresrechnung geknüpft worden sind, unbarmherzig das Gesicht brechen“, mein Interesse an dieser privatstatistischen Monographie wäre gewiß nicht über die kühle Sphäre des Sachlichen hinausgegangen. Und läge der positive Werth dieser Arbeit allein in den thatsächlichen Aufschlüssen über die Konsumtionsvorgänge all der vielen Wirtschaften, die man kennt, wenn man den Haushalt des Herrn von Keller (ein Muster und Typus solid bescheidener Bürgerlichkeit) kennt; auch dann würde ich kaum versucht haben, die Aufmerksamkeit auf diese Privatwirtschaftsstatistik zu lenken. Mehr als die Thatsachen dieses Budgets sagen mir die allgemeinen Schlüsse, die ich aus ihm ziehen zu dürfen glaube. Und ich gerathe in eine nachdenkliche Stimmung. Wir sind ja nur zu gern bereit, in Sachen der Gütervertheilung Vogel-Strauß-Politik zu treiben. Wenn uns irgendwo das durchschnittliche Jahreseinkommen von Beamten, Landeinhabern, kaufmännischen und technischen Angestellten, selbständigen Handwerkern, also von Angehörigen der Klassen mitgetheilt wird, an die wir zu denken pflegen, wenn das Wort Mittelstand fällt, so machen wir uns zwar kaum ein klares Bild davon, wie man sich mit solchen Beträgen die tausend Dinge des alltäglichen Bedarfs einer Familie zu beschaffen vermag, allein es sind doch immerhin meist vierstellige Ziffern, denen wir begegnen; und da müßten sich die Leute doch eigentlich meint man, mehr oder minder bequem einrichten können. Nicht stellt eine solche Erklärung nicht zufrieden. Wenn ich höre, daß Herr von Kellers Jahresbudget durchschnittlich mit rund 2500 Mark balancirt, so bin ich begierig, zu erfahren, wie er es macht, mit einer solchen Summe die Kosten einer seiner sozialen Stellung entsprechenden Haushaltung von drei Personen zu bestreiten. Herr von Keller löst zwar diese harte Prüfungsaufgabe des Lebens glänzend; trotzdem bleibt in mir ein Rest von Unzufriedenheit, denn als ein Befürchter des „Rechtes auf Lebensfreude“ kann mir eine Wirtschaftsordnung nicht sehr vernünftig vorkommen, in der eine Arbeit von Nutzen und Werth so Vielen nicht mehr als gerade das zum Leben Nöthigste einbringt. Denn wenn der „Luxus“ einer Familie, in der eine außerordentliche Mäßigkeit der Bedürfnisse herrscht und in der die Befriedigung dieser

Bedürfnisse in bewundernswerth wirtschaftlicher Weise geschieht, darin besteht, daß für „Physische Bedürfnisse“ 5,6%, für „Getränke im Hausverbrauch“ 1,2%, für „Vergnügungen“ 0,6% und für „Verschiedenes (Geschenke und Vergleichen)“ 2,5% der Jahresausgabe aufgewandt werden, so ist es kaum übertrieben, wenn ich von einem Existenzminimum rede. Und Dies um so weniger, als bei dem Beruf des Herrn von Keller (er ist Bücherrevisor und Sachverständiger und Lehrer für kaufmännisches Buch- und Rechnungswesen) die Befriedigung der „physischen Bedürfnisse“ zu einem guten Theile doch gewiß in die Rubrik „Unentbehrliches“ gehört; nicht minder kritisch ist der Luxuscharakter des Postens: Getränke. Allerdings könnte Dem gegenüber auf die anscheinend überreiche Dotirung des Postens: „Vorsorglichkeit“ hingewiesen werden, der 19,4% der jährlichen Gesamtausgabe für sich in Anspruch nimmt; doch die verhältnißmäßig hohen Aufwendungen für diesen Zweck erklären sich aus dem erst im Alter von 47 Jahren erfolgten Abschluß der Lebensversicherung, des kostspieligsten Aktes der Vorsorglichkeit. Ich meine, Kellers Budget würde auch vor einer noch so strengen Kommission sorgsamer Hausväter bestehen; und das Kunststück, unter den selben Verhältnissen mit den selben Summen „besser“ zu leben, sich also mehr als das zum Leben unbedingt Erforderliche zu verschaffen, dürfte kaum gelingen. Und in dieser Ansicht können mich die Angaben über die Wirtschaftrechnungen zweier schweizerischen Familien, die Herr von Keller mit seinem Budget vergleicht, nur bestärken. In diesen beiden Haushaltungen, als deren Jahresbedarf sich auf Grund einer zwanzigjährigen Buchführung rund 2500 resp. 2125 Francs ergeben, spielt zwar das „Vergnügen“ mit 7,8 resp. 4,8% eine erheblich größere Rolle als in Kellers Etat; und eine Ausgabe von 46 resp. 45% für Nahrung- und Genußmittel bedeutet, verglichen mit den 30,5% in Kellers Budgets, vielleicht schon einen die Sphäre des Unentbehrlichen verlassenden Aufwand (doch müßte man hier gerechter Weise die dauernd stärkere Kopfzahl wenigstens der einen schweizerischen Familie berücksichtigen); dafür aber bleibt für Vorsorglichkeit herzlich wenig übrig: mit einer Rücklage von 1 resp. 1,3% kann man bei Einkommen wie den hier genannten für die Tage der Krankheit und des Alters schwerlich große Reserven sammeln. Und so scheint denn festzustellen: Sollen bringt selbst hochwerthige Arbeit ein Einkommen, das ihnen eben nur ein „Auskommen“ ist, nicht aber auch den Genuß selbst einer kleinen Portion realer Lebensfreuden ermöglicht, es sei denn, daß sie ein paar frohe Stunden oder Tage theuer zu erkaufen gewillt sind; mit sorgen- und entbehrungsreichen Wochen, für die sie „vorsorgen“ unterließen.

Diese Erkenntniß enthält nichts sonderlich Originelles; und Mancher wird vielleicht finden, es sei kaum notwendig, die alte Wahrheit von Neuem zu beweisen, daß die meisten Menschen nicht viel von den Schätzen der Erde haben. Aber Das war auch nicht die Absicht; für mich ergibt sich aus der Bergliederung einer so musterhaft geführten Privatwirtschaft nicht nur, daß bei uns jetzt in einem wirklich soliden Haushalt selbst an den bescheidensten Komfort erst bei einem Mindesteinkommen von etwa 4000 Mark gedacht werden darf und daß Dies ein Betrag ist, der auch bei intensivster Arbeitsleistung nicht einmal von allzu vielen „Bourgeois“, geschweige denn von Arbeitern verdient werden kann. Eben so deutlich scheint mir vielmehr daraus hervorzugehen, daß hierin auch so lange kein Wandel eintreten wird, bis nicht die moderne Production, die uns dank ihrer Ziellosigkeit

statt materieller Kultur den Luxus für die Wenigen und den Schund für die Masse besichert hat, von einem System der Gütererzeugung abgelöst wird, das bemüht den Komfort für die Gesamtheit erstrebt.

Das halte ich für das Wichtigste; nicht darauf kommt es zunächst an, wer produziren soll (ob etwa ein Gedeihen der Volkswirtschaft nur im Zeichen des Privateigenthums denkbar erscheint oder ob das Heil von der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zu erwarten ist), sondern darauf, was produziert werden soll. Muß ich ein Programm entwickeln? Deren giebt es mehr als genug. Hier nur ein paar willkürlich herausgegriffene „Forderungen des Tages“: Wohnungen und Häuser, in denen es sich behaglich leben läßt; Gartenstädte; Volkshäuser, Volkshäder, Volksbibliotheken, Volkstheater, Volkskonzerte; billige und gute Bücher; billige und gute Reproduktionen von Kunstwerken; billige und bequeme Verkehrsmittel. Der „praktische“ Geschäftsmann freilich spricht: Taxir sind keine Kapitalien da! Und der verzagte Menschenfreund fragt: Wird sich denn lohnen? Nun, wenn wir auf die Industrien verzichten wollten, die um thörichter Luxus- und Schundprodukte willen zu sinnlosen Zwecken Arbeit und Kapital verzehren, und wenn wir uns nur ein Wenig bemühen möchten, der Vergeudung von Arbeit und Kapital durch Mode und Klame Einhalt zu thun, dann würden wohl Kräfte frei werden, mit denen Menschen der Absicht und der That Etwas anzufangen wüßten.

Dr. Leon Beitlin.



Der Schrecken der Völker. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Ein Fragment aus dem „Weltroman“ als Probe:

Nurz vor Weihnachten kam Mr. Wilmington mit seiner Yacht aus New York. Das schmucke, schlauke Schiff, auf dessen Namensbrett mit goldenen Buchstaben: United States zu lesen war, ging auf seinem alten Platz neben dem Itho dicht unter der Quinta Bigia vor Anker. Mr. Wilmington blieb ein paar Tage da, verpielte an Paulo Corregos Tisch zweihunderttausend Dollar und lachte nur dazu. Am letzten Abend gab er ein Fest an Bord seiner Yacht. Die Befahrung bestand aus Negern, die in knappen, rothseidenen Uniformen steckten. Auf der Kommandobrücke stand die Kapelle, fünfzehn Mann stark, und spielte die portugiesische Nationalhymne. Mr. Wilmington empfing seine Gäste am Fallreep. Er hatte einen blauweißgestreiften Frack an, eben solche Beinkleider und trug auf seinem kugelfunden Kopf einen weitrandigen Röhrenhut, um den ein breites Sternensband geknüpft war, das ihm lang über den Rücken herabfiel. In seinem breiten, glattrasteten Gesicht steckte eine kurze Schappseife, die er auch im Gespräch nicht aus den Zähnen ließ. Auf dem Achterdeck wurde getafelt, auf dem Vordock wurde getanzt. Auch Marion-Rannell und Waldemar Daint erschienen. Sogar Oliver Splendy fühlte sich verpflichtet, auf ein paar Minuten die Gastfreundschaft des reichen Amerikaners in Anspruch zu nehmen, saß aber sofort wieder an Land. Mr. Wilmington wurde von den Damen umringt. Ungenirt blies er ihnen den Tabakrauch ins Gesicht; doch sie lachten nur und hielten es für eine Auszeichnung.

„Mr. Wilmington,“ fragte eine kleine, muntere Französin, „Sie haben wohl sehr viel Geld?“

„Well!“ sagte er und lachte, daß das spiegelglatte Deck dröhnte. „Ich habe

eine neue Goldmine entdeckt. Ich werde sie ausnehmen, wenn wir so weit sind. Ich denke, sie wird ein paar hübsche Millionen abwerfen."

Die Sonne sank glühend im Westen ins Meer und verlöschte. Die roth-schwarzen Stewards standen mit gefüllten Sektgläsern herum und grinsten lautlos. Mr. Wilmington klatschte in die breiten, wohlgepflegten Hände. Ein Duzend Matrosen stürzte sich auf die Sonnensegel und rollte sie zusammen. Im Augenblick blähten tausend bunte Lampen auf. Wie ein märchenhafter Blumengarten schwamm die Nacht auf dem Meer. Wer nun noch nicht da war, beeilte sich, an Bord zu kommen. Man drängte sich um das Buffet, wo man die Freuden der Tafel nach Belieben verlängern konnte; man tanzte, man trank, man lirtete, man taumelte in eitel Freude. Die Kapelle hatte sich auf die Back geflüchtet und spielte Walzer von Waldteufel in einem rasenden Tempo.

Waldemar Quint stand an die Reling gelehnt und schaute müßig dem Treiben zu. Auf seinen Lippen lag die Verachtung. Marion strich an ihm vorbei; ihre Wangen glühten, ihr Mund war ein Wenig geöffnet.

„Sie tanzten nicht?“ fragte sie und blieb stehen.

„Nein!“ sagte er rauh.

„Sie sind der Einzige, der mit einem Korb giebt.“

„Machen Sie es eben so!“

„Wie meinen Sie Das?“

„Theilen Sie auch nur Körbe aus!“

„Schön!“ Sie lachte und wandte sich von ihm weg. „Ich werde damit bei Ihnen beginnen.“

Waldemar Quint biß sich auf die Oberlippe und verfolgte Marion mit dem Augen, bis sie im Gewühl der Tanzenden verschwunden war.

Plötzlich tauchte auf der Kommandobrücke Mr. Wilmington auf. Neben ihm erschienen zwei schwarze, grinsende Gesichter: seiner beiden Offiziere. Nur Waldemar Quint merkte, daß der Anker hochkam und die Maschine zu arbeiten anfing.

„Dieser Amerikaner,“ sagte er zu sich selbst, „hat Einsäße. Es ist ein Scherz, der nicht auf dem Programm steht!“ Dann verfolgte er mit Interesse die weiteren Manöver. Denn das Schiff schien ein guter Däuser zu sein. Sechzehn Knoten, wenn nicht gar siebenzehn, rechnete er aus; bei forcirter Fahrt vielleicht zwanzig.

Keiner merkte, daß die Lichter Funckals versanken, daß die Insel zusammenschrumpfte und wie ein schwarzer Schatten hinter den dunkelblauen Coulissen der Tropennacht verschwand. Die Musikkapelle raste ohne Unterbrechung ihre aufstachelnden Weisen herunter und die tanzenden Paare fühlten kaum das Schwanken des Deckes, dessen Kiel sich mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Knoten durch die Ozeanwogen wühlte.

Mr. Wilmington hob seinen Revolver, mit dem er seine Kommandos zu geben pflegte, hoch in die Höhe, daß seine Faust über das Dach des Ruderhauses, daß er im Rücken hatte, weit hinausreichte, und brückte los. Mitten im Stück brach die Musik ab. Die Tänzer standen wie versteinert. Ein paar Damen fielen in Ohnmacht. Auch auf dem Wakterdeck merkte man jetzt, daß die Lampen von Funckal nicht mehr brannten. Rathlos lief man durcheinander. Die Stewards präsentirten grinsend ihre Sektische. Aber Niemand wollte trinken. Alles drängte nach vorn.

„Anhalten! Umkehren! Der Scherz geht zu weit!“ schrien die Herren in allen Sprachen der Welt zur Kommandobrücke hinauf. Mr. Wilmington schien taub zu sein. Einige Damen fielen in Weinkrämpfe. Manuel sah gebrochen auf dem Stuhl; dieser Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Marion lehnte nicht weit davon; sie war bleich und ihre Nasenflügel bebten.

Die kleine Französin, von der Niemand wußte, ob sie eine geschiedene Frau oder ein ungekündetes Fräulein sei, raffte ihr Röschchen auf, daß die Diamantagraffen ihrer Strumpfbänder ausblitzten, und rief zu Wilmington empor: „Rein Herr! Ich bitte, kehren Sie um. Ich gebe Ihnen einen Kuß!“

Aber Wilmington ließ sich nicht verlocken; seine Augen starrten geradeaus. Doch die kleine Parisierin ließ nicht loder. Sie trippelte mit ihren hohen Stöckelschühchen die steile Treppe hinan, um Wilmington den versprochenen Kuß zu bringen. Aber sie entfloß, als sie in eine schwarze Revolvermündung sehen mußte, glitt aus und stürzte in die Arme zweier grinsenden Stewards, die sie sorglich in einer Kabine unterbrachten. Dahin verfrachten sie auch die Seekranken, deren Zahl rasch wuchs. Auch Manuel verschwand hinter der Kajütentreppe.

In diesem Augenblick senkte Mr. Wilmington den Kopf und schaute über die Verschanzung der Brücke. Nun rauchte er nicht mehr. „Warum amüsiren Sie sich nicht, meine Damen und Herren?“ fragte er harmlos. „Wir machen nur eine kleine Spazirfahrt. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, sind wir zweihundert Meilen von Madeira entfernt. Dann werde ich mir erlauben, Sie Alle über Bord fegen zu lassen!“

Lähmender Schrecken lagerte auf den ungewilligen Passagieren, die sich in die Eden drückten oder kraftlos auf den Stählen hingen. Wieder hob Mr. Wilmington die Waffe und drückte los. Die Kapelle setzte ein. Doch Niemand tanzte.

Nur Waldemar Luint lächelte. Der excentrische Amerikaner verstand seine Rolle vortrefflich zu spielen. Der Spaß war zwar groß, aber wirksam. Die Bestie lag am Boden und winselte. Und Waldemar Luint wandte sich ab, lehnte sich über die Reling, schaute nach der Uhr und den Sternen und berechnete den Kurs im Kopf. Die Nacht entfernte sich von Madeira auf der Brastroute und hatte schon über sechzig Meilen hinter sich gelassen. Man wurde es aber auch Zeit, daß Wilmington umdrehte. Der aber schien nicht daran zu denken; hielt regunglos zwischen den beiden schwarzen Offizieren, hob alle Viertelstunden seinen Revolver in die Höhe und knallte los. Das allein schien ihm Spaß zu machen. Nach jedem Schuß schob er eine neue Patrone ein.

Wie auf ein Zeichen erloschen die bunten Lampen. Der Himmel umzog sich, die Sterne ertranken. Immer weiter wühlte sich das schlauke, behende Schiff durch die dunklen Wogen und die tiefschwarze Nacht. Wieder verging eine bange Stunde. Waldemar Luint zog die Uhr. Mitternacht war längst vorüber. Mr. Wilmington feuerte nur die Kapelle an und schob neue Patronen nach.

Plötzlich bemerkte Waldemar Luint, daß die Nacht ohne Topplicht und Positionlaternen in die Finsterniß hineinjacgte. Entweder war dieser Amerikaner bodenlos leichtsinnig oder er war verrückt. Waldemar Luint tastete unwillkürlich an seine Taschen. Sie waren leer. Wer nimmt auch auf ein Ballschiff eine Waffe mit!

In dem selben Augenblick fühlte er Marions weiche, zitternde Hand auf seinem Arm. In seinem Innern erhob sich Etwas, das er haßte. Die Bestie

regte sich, gegen die er seit seiner Jugend bewußt angeköpft hatte. Nach zwanzigjähriger Sklaverei erhob sie zum ersten Mal ihr Haupt. Eine rasende Lust packte ihn, Marion in die Arme zu schließen. Aber sein Wille blieb Sieger. Nur eine Sekunde dauerte der Kampf; dann war der alte Feind erdroßelt. Er wandte nicht den Kopf; er war sich wieder seiner Kraft bewußt.

„Mr. Quint!“ flüßerte Marion mit bebender Stimme. „Sie müssen uns retten. Sie sind der Einzige, der uns retten kann.“

Er schwieg und starrte regungslos in den Schaum der Bugwelle.

„Mr. Quint!“ bat sie dringender und schmiegte sich dicht an ihn wie ein verzagtes, furchtsames Kind. „Sie werden ein Mittel finden, uns von diesem wahnfinnigen Menschen zu befreien. Ich weiß es bestimmt. Außer Ihnen ist kein Mann auf diesem Schiff. Retten Sie uns! Ich will nicht sterben!“

Fest umflammerte sie seinen Arm. Wieder regte sich die Bestie. Wieder preßte er sie zu Boden. „Ich sehe keine Gefahr!“ sagte er, ohne den Kopf zu heben. „Es ist ein Scherz; ein plumper. Das gebe ich zu.“

„Sie sind kein Gentleman!“ sagte sie empört und ließ seinen Arm frei. Er nickte, ohne sie anzusehen.

Da brach sie zusammen und schluchzte laut auf. Waldemar Quint ließ sie allein. Wieder hob Wilmington den Revolver hoch in die Höhe, daß seine Faust über das Dach des Ruderhauses hinaufreichte, und knallte los. Die rothschwarzen Stewards duckten sich unwillkürlich.

Waldemar Quint ging langsam auf das Achterdeck, stand eine Weile dicht an der Hinterwand des Bootsdecksaufbaus und überlegte. Dann warf er blicksnehl seinen Frack ab, schwang sich auf die Reling und auf das Bootsdeck hinauf und kroch lautlos nach vorn. Endlich hatte er das Dach des Ruderhauses gewonnen. Wilmington hob wieder den Revolver. Aber der Schuß versagte. Wilmington holte seinen langen Arm wieder herunter und merkte zu seiner grenzenlosen Bewunderung, daß er den Revolver nicht mehr in der Hand hatte. Er drehte sich um und schaute in zwei staßblaue, harte Augen und in ein schwarzes, rundes Kugelloch.

„Well!“ sagte er ruhig und löstete seinen Hut, daß das Sternensband im Winde flatterte. „Was wünschen Sie?“

„Sie werden sofort nach Fumchal zurückfahren!“

„Wie Sie wollen!“ erwiderte Mr. Wilmington und gab das Kommando.

„Ich hätte es auch ohne Ihre Bemühung gethan.“

Der Dampfer drehte bei. Keiner merkte es.

„Sie werden sofort die Positionslaternen besehen.“

„Verdammt!“ rief Mr. Wilmington verwundert. „Das haben wir vergessen. Aber es wird nicht nöthig sein.“ Damit drehte er einen Hebel: und die tausend bunten Lampen glühten wieder auf.

„Haben Sie sonst noch Wünsche?“

„Sie werden sofort die Brücke verlassen und sich auf das Vorded begeben. Sie werden dafür Sorge tragen, daß ich Sie nicht aus den Augen verliere und daß ich hier oben unbehelligt bleibe. Sonst stehe ich für nichts.“

„Noch Etwas?“ fragte Mr. Wilmington und wandte sich auf der obersten Treppenstufe um.

„Nichts mehr!“ schnitt Waldemar Quint kurz ab. „Widmen Sie sich Ihren Gassen!“

„Weil!“ sagte Wilmington und lachte. „Ich sehe, Sie sind mir über.“

Dann stieg er die Treppe hinunter. Doch er wagte nicht, das Borddeck zu verlassen. Heiter und lächelnd grüßte er nach allen Seiten und holte wieder seine Schaggschneise heraus. Es war ein Scherz! Man erwachte aus dem Bann. Es ging wieder nach Funchal zurück. Man kroch aus der Kajüte heraus. Die rothschwarzen Kellner präsentirten wieder die Sektflasche. Die kleine Französin erschien und ließ sich von Mr. Wilmington den Hof machen, wobei sie ihm ganz ernstlich schmolte. Das Lufet wurde gestürt. Man lachte über den tollen Spaß, die Kapelle spielte wild darauf los, man tanzte wirr durcheinander. Die kleine Pariserin warf ihre Röschchen wie beim Cancan und Mr. Wilmington, mit dem sie sich jetzt vollständig ausgejöhnt hatte, sprang im Galopp um sie herum. Niemand erinnerte sich mehr an die vergangenen, angstvoll durchlebten Stunden.

„Das ist die Bestie!“ dachte Waldemar Quint und lächelte verächtlich hinunter. Dabei ließ er die kurze Kugelröhre langsam im Handgelenk herumkreisen; denn Mr. Wilmington tanzte jetzt Walzer.

Narion war verschwunden. Waldemar sprang vom Ruderhaus herunter und zog sich in das Schwalbennest auf Steuerbordseite zurück, um sich den Rücken zu decken. Mit zwanzig Knoten Geschwindigkeit durchschnitt die Nacht die Wogen. Waldemar ließ sich die Karte reichen. Da fand er den Kurs eingezeichnet, der genau auf das kahle Felsenland Sankt Paul zuführte. Dort endete er auch, kurz vor dem Aequator, obgleich die Karte bis zum zehnten Breitengrad nach Süden reichte. Was wollte Wilmington auf dieser winzigen Insel, die, kaum drei Kabelaugen im Gebiet, nur von Seevögeln und Schildkröten bewohnt war? Also war es mehr als ein Scherz! Waldemar Quint hielt die Augen offen und warf die Karte hin. Als der Morgen graute, sah er Rabeira aufsteigen. Die Luft ließ allmählich nach. Mit überwachten Gesichtern hierte man einander an. Nur Mr. Wilmington schien keine Ermüdung zu kennen. Aber er wagte sich nicht vom Borddeck herunter.

„Gott sei Dank!“ sagte Peter Gorges, der die tolle Fahrt auch mitgemacht hatte, und ließ sich hinter einen frischgefüllten Sektkelch nieder. „Das ist schon Funchal. Ich werde froh sein, wenn ich von diesem vermaledeiten Kasten bin.“

Dann ließ er den Pfropfen knallen. Seine Haushälterin, die er in der Oeffentlichkeit Fräulein anredete, im Geheimen aber kurzweg Kläre nannte, saß neben ihm und zitterte vor Furcht und Kälte. Aber sie trank doch einen Schluck, als er ihr gut zuredete.

Der Anker fiel auf der selben Stelle, wo er vor zehn Stunden herausgekommen war. Das Hallreep sank. Die Tagebede des Hafens wimmelten mit ihren Booten heran. Man beeilte sich, an Land zu kommen. Mr. Wilmington stand auf der Plattform und verabschiedete seine Gäste.

„Sehen Sie“, lachte er, „so sehe ich Sie von Ded!“

Waldemar sah Narion die Stufen hinabsteigen. Manuel stieg ihr nach. Peter Gorges und seine kleine Haushälterin, die immer in Seide raufchte, folgten ihm auf dem Fuße.

„Gott sei Dank!“ rief Peter Gorges, als er im Boot saß, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Einmal und nicht wieder!“

Die niedliche Pariserin war die Letzte. Wilmington hielt sie fest, weil er noch immer den Kuß für die schnelle Rückkehr vermischte. Und sie gab ihm auch einen, nur um möglichst rasch von dem unheimlichen Amerikaner loszukommen.

Waldemar stieg an Ded. Den Revolver warf er weg. Wilmington streckte ihm die Hand entgegen. Aber er nahm sie nicht.

„Sie scheinen keine Furcht zu haben!“ sagte der Amerikaner und hob die Waffe auf.

„Vor Ihnen nicht!“ gab Waldemar zur Antwort.

„Wofür halten Sie mich eigentlich?“

„Für einen Gauner!“

„Und was berechtigt Sie zu der Annahme?“ Wilmington steckte die Waffe in die Tasche.

„Was wollten Sie auf Sankt Paul?“

„Sie sind verdammt neugierig? Aber ich wills Ihnen sagen. Ich hätte Sie dort an Land gesetzt. Und hätte Sie da sitzen lassen; Alle. Das wäre ein Spaß gewesen! Reinen Sie nicht?“

„Ich halte Sie für einen Spitzbuben“, sagte Waldemar und suchte zum Falltreppe zu gelangen, das Wilmington mit seinem breiten Rücken bedeckte. „Ich halte Sie für einen großen Spitzbuben, aber nicht für einen Spaßmacher.“

Wilmington lachte laut auf: „Sie täuschen sich! Ich hätte Ihnen von Bahia einen anderen Dampfer geschickt. Mein Wort darauf!“

„Gegen ein paar gute Unterschriften!“ erwiderte Waldemar. „Ich verstehe Sie!“

Wilmington streckte begeistert beide Hände nach ihm aus. „Mensch“, rief er strahlend, „Sie gefallen mir! Bleiben Sie bei mir.“

„Ich danke!“ sagte Waldemar und zog sich seinen Frack an, den ihm ein Steward reichte. „Ich habe kein Talent zum Corraüber. Geben Sie den Weg frei und lassen Sie mich hinunter.“

„Sie sind in meiner Gewalt!“ Wilmington lachte höhnisch und griff in die Tasche.

„Sie täuschen sich!“ sagte Waldemar und warf den Frack wieder ab. „Sie werden nicht einen Schuß thun.“

Mr. Wilmington ließ die Waffe stecken. Er steckte auch den Hohn weg.

„Versuchen Sie's doch einmal! In ein paar Wochen bin ich wieder hier. Ich mache nur eine kleine Sprightour nach der Riviera. Ich wette meinen Kopf, daß es Ihnen gefallen wird.“

„Sie werden Ihren Kopf verlieren! Und wenn ich Ihnen einen Rath geben kann: bleiben Sie uns auch ferner mit Ihren Späßen vom Halse. Ich warne Sie! Geben Sie Raum!“

„Nein!“ schrie Mr. Wilmington während und winkte ein paar Stewards heran: „Bacht ihn!“

Aber sie griffen in die leere Luft. Waldemar Luint war mit einem einzigen Satz über Bord gesprungen. Jetzt riß Wilmington den Revolver heraus und zielte nach dem Schwimmer; in mächtigen Stößen strebte er den Booten zu, die schon auf dem halben Wege zum nahen Ufer waren. Wilmington nahm ihn gut aufs Korn, denn es war nicht leicht, das kleine, fettig auf- und abschwankende Ziel zu-

fassen. Aber nun hatte er es; und nun brückte er auch los. Doch der Schuß versagte; eben so die anderen fünf. Waldemar Quint hatte die Patronen herausgenommen. Ehe Wilmington die Waffe wieder geladen hatte, war Waldemar zwischen den Booten verschwunden.

„Schade!“ brummte Mr. Wilmington und zündete sich eine frische Pfeife an. Dann gab er Befehl, den Frack sauber einzupacken und an Land zu bringen. Er wollte wenigstens auf diese Weise seiner Hochachtung Ausdruck verleihen. Mittags Punkt Zwölf ging Wilmingtons Yacht ankerauf und sack nach Osten in See.

Wandstedt.

Ewald Gerhard Seeliger.



Bankenhalbjahr.

Die deutschen Banken haben nicht die Gewohnheit, Halbjahresabschlüsse zu veröffentlichen. Nur wenige Institute lassen verkanten, wie das Halbjahr für sie abgeschlossen hat; aber ein paar allgemeine Bemerkungen geht's kaum hinaus. Die Gewohnheit, sich auf den Jahresabschluß zu beschränken, hat bis heute keinen Schaden gebracht. Da mit dem Umfang der in den Banken arbeitenden Kapitalien aber auch die Verantwortung der Geschäftsführer wächst, dürften sie über den Status immerhin öfter Licht verbreiten. Ein Bankdirektor soll gesagt haben: „Wir sind froh, wenn wir unsere Bilanz nur einmal im Jahr zu sehen bekommen.“ Das war aber wohl nur als niedliche Selbstironisierung gemeint und kann nicht als Richtschnur für alle Banken gelten. Willkommen wären öffentliche Mitteilungen namentlich am Schluß abnormer Geschäftszeiten. Das erste Semester 1908 gehört zu dieser Art; es brachte die Reaktion gegen eine Zeit hoher Geldsätze und zugleich die ersten Wirkungen des Konjunkturniederganges. Die empfindliche Herabsetzung der englischen und amerikanischen Eisenpreise ist ein Wetterzeichen, das man nicht übersehen kann; und die der Industrie eng verbündeten Banken haben den Rückgang des Geschäftes in allen Zügen gespürt. Daß Industriegeellschaften ihr Kapital vermehren, ist noch kein Beweis reger Thätigkeit, die Erweiterungsbauten und Neuanlagen fordert; vielfach sind die Bankschulden nur in fundierte Anleihen umgewandelt worden. So, zum Beispiel, bei der Schudert-Gesellschaft, die zu diesem Zweck eine Anleihe von 15 Millionen aufnimmt. Die Deutsche Bank wies in ihrem letzten Geschäftsbericht auf die Konsolidierung der schwebenden Schulden durch Ausgabe von Obligationen als auf eine Folge der rückläufigen Konjunktur. Der Bericht erschien in den ersten Märztagen dieses Jahres; und seitdem hat Jeder diese Erscheinung als charakteristisch erkannt. Noch nie hatten wir ein so starkes Angebot von neuen 4½ prozentigen Industrieobligationen mit dem Modus der Rückzahlung zu 100 Prozent. Diese Papiere sind zu 98 oder 99 auf den Markt gebracht worden. Daß den emittierenden Häusern dabei keine riesigen Provisionen in den Schoß fließen, ist klar. Die Uebernahme solcher Industrieobligationen ist nicht loh-

nend; man übernimmt sie, weil das Geld im eigenen Haus bleibt. Die Bank läßt sich ihr Guthaben von den Käufern der Obligationen zurückzahlen und solche Schuldverschreibungen, die beinahe 5 Prozent Zinsen abwerfen, finden immer Liebhaber; selbst wenn die Obligationen nicht sichergestellt oder nur an zweiter Stelle hypothekarisch garantiert sind. Die Firma Krupp kann sogar heute vierprozentige Schuldverschreibungen ausgeben. Gewöhnliche Aktiengesellschaften, wie der Bochumer Gußstahlverein, müssen $4\frac{1}{2}$ Prozent bezahlen. Eine Verringerung der Debitoren in den Bilanzen der Banken bewirkt eine Erhöhung des Sicherheitskoeffizienten, aber noch keine Besserung der Liquidität; bei der Feststellung des Verhältnisses von greifbaren Aktiven zu schwebenden Verbindlichkeiten kommen die Kontokorrentdebitoren ja erst in zweiter Linie. Die Beseitigung der Bankschulden in den Bilanzen der Industriegeellschaften verringert die Bankeinnahmen aus Zinsen. Bankzinsen gehen meist um 1 bis $1\frac{1}{2}$ Prozent über den Reichsbankdiskontsatz hinaus. Das hat im vorigen Winter und bis ins Frühjahr hinein stattlichen Ertrag gebracht. Bis zu 9 und 10 Prozent kostete Bankgeld im Winter; dann sank der Satz allmählich wieder auf 6 Prozent. In den ersten fünf Monaten des Jahres 1908 hatte der amtliche Wechselzinsfuß den Durchschnitt von 6,02 Prozent; in der selben Zeit des vorigen Jahres waren's 5,78. Da ist also für die Banken die Minderung der Zinseneinnahmen nur durch die Tilgung von Bankschulden und durch die geringeren Kreditansprüche verursacht worden. Seit der Reichsbankdiskont $4\frac{1}{2}$ Prozent beträgt, kommen niedrigere Zinsen auch bei dem wichtigsten Einkommensposten der Gewinn- und Verlustrechnung in Betracht. Das zweite Semester wird voraussichtlich nicht so hohe Zinssätze bringen, wie wir sie im vorigen Jahr hatten. Die Banken werden also mit kleinerer Zinseneinnahme zu rechnen haben. Der Berliner Privatdiskont ist im Durchschnitt der ersten fünf Monate schon um beinahe $\frac{1}{2}$ Prozent gesunken. Das läßt auf das Ergebnis des Wechseldiskontgeschäftes schließen, das außerdem von dem Umfang des Kreditbedarfes abhängt. Das Jahr 1907 hatte den neun berliner Großbanken aus Zinsen und Wechseln einen Mehrertrag von rund 13 Millionen (gegen ein Plus von 12 Millionen im Jahre vorher) gebracht. Die Steigerung der Gewinne des Kontokorrentgeschäftes wäre, bei dem außergewöhnlich theuren Geldstand, noch größer gewesen, wenn Verluste bei Debitoren und die Nothwendigkeit, Geld zu hohem Zinsfuß zur Erleichterung des Status aufzunehmen, den Zinsgewinn nicht geschmälert hätten.

In vielen Bilanzen des Jahres 1907 hatten sich die Kreditoren verringert; besonders bei der Dresdener und der Deutschen Bank. Schuld daran war die Kündigung industrieller Guthaben im Inland und ausländischer Guthaben. Die dadurch entstandene Lücke wollten viele Banken nicht durch die Aufnahme hoch zu verzinsender fremder Kapitalien ausfüllen, weil sie so theures Geld doch nicht mit Nutzen verwenden konnten. Das erste Halbjahr 1908 wird eine Auffüllung der Kontokorrentkreditoren (wenn man eine Schuldenvermehrung so nennen darf) nur da gebracht haben, wo Guthaben aus der Uebernahme neuer Obligationen entstanden sind. An der Emission ausländischer Papiere, deren Pflege im Geschäftsbericht der Dresdener Bank empfohlen war (zur Aufbesserung der Zahlungsbilanz), haben sich die deutschen Finanzinstitute 1908 nicht sehr lebhaft betheiligt. Das lag hauptsächlich an den unsicheren amerikanischen Verhältnissen, die ja keine Empfehlung für die Aufnahme neuer Pankeerwerthe bewirkte. Die newyorker Manager haben dies-

mal denn auch ihr Heil mehr in England als bei dem deutschen Kapital gesucht. Im vorigen Jahr war die Abnahme der Kreditoren durch eine Vermehrung der Depositengelder ausgeglichen worden; in diesem Jahr ist solcher Ausgleich noch fraglich.

Die Bareinlagen des Publikums wuchsen, weil dieses Geld so hoch verzinst wurde, daß die Anlage in fest verzinslichen Staatspapieren keine rechte Chance mehr bot. Außer den niedrigeren Zinsen mußte auch das Risiko von Kursverlusten mit in den Kauf genommen werden, das bei der desolaten Lage des deutschen Rentenmarktes nicht zu unterschätzen war. So verkauften Viele ihre Anleihen und trugen das Geld in die Bank, die 4 Prozent Zinsen, bei täglich kündbaren Einlagen, vergütete. Heute ist's anders. Im günstigsten Fall werden für Depositengelder 3 Prozent bezahlt. Der besondere Reiz dieser Anlageart ist dahin und jetzt kündigt man die Einlagen, um wieder Papiere kaufen zu können. Die Kasse vierprozentiger Staats- und Kommunalanleihen, die in der ersten Hälfte des Jahres 1908 dem Kapitalmarkt zugeführt worden ist, erleichtert den Depositengebern den Platzwechsel. Den Banken giebt die Abnahme der Bareinlagen nicht nur Anlaß zur Trauer. Denn erstens lockert sich der Druck der Verantwortung, wenn die Summe der fremden Gelder im Betrieb nicht weiter zunimmt, und zweitens erleichtert das frei gewordene Anlagekapital die Unterbringung neuer Papiere und die Versorgung manches alten Badenhüters. Das ist am Ende mehr werth als die Herrschaft über große Summen fremder Gelder in Zeiten sinkenden Kreditbedarfes. Die Großbanken haben denn auch fürs Erste die extensive Vergrößerung ihres Geschäftes aufgegeben und überlassen die Weiterführung des Konzentrationprozesses der Provinz. Die hält das Feuer in Brand; den regsten Eifer zeigen die bayerischen Institute (besonders die Bayerische Handelsbank), die den Absatz der Pfandbriefe fördern möchte. Auch manche Kapitalserhöhungen (Bayerische Vereinsbank; Deutsche Nationalbank in Bremen, die zum Concern der Darmstädter Bank gehört; Westfälische Bankcommandite Ohm, Herentkamp; Hessische Bank in Darmstadt; Vereinsbank in Kiel) dienen zur Uebernahme anderer Bankfirmen.

Der Privatbankier hat nichts zur Erhaltung seiner Art zu thun vermocht; daß diese Spezies fehlt, hat man bei der Wiederherstellung des Börsentermingeschäftes schmerzhaft empfunden. Am ersten Juni hat das neue Börsegesetz Kraft erlangt. Die zunächst sichtbare Folge dieses Ereignisses war das Verschwinden eines Schlagwortes: mit den „schädlichen Einwirkungen des Börsegesetzes“ kann man nun nicht mehr operiren. Das wird Mancher bedauern, der sich an den Gebrauch dieser bequemen Phrase gewöhnt hatte. Den Banken kann die ganze Geschichte heftig sein. Eigentlich sollte die Widerzulassung des Termingeschäftes den großen Finanzinstituten die Abwidlung der Effektenaufträge durch Kompensation erschweren und der Börse mehr zu ihrem Recht verhelfen. Die Spekulation per Kasse hat den Banken ein Uebergewicht über die Börse gegeben. Der wirkliche Spekulant, der Termingeschäfte macht, ist auf die Börse angewiesen. In welchem Umfang der Ultimoverkehr das Geschäft mit sofortiger Barzahlung ersetzt und wie groß der Einfluß ist, der dadurch auf die „Schaltergeschäfte“ der Banken geübt wird: Das muß sich erst zeigen. Einweilen dürfen die Finanzinstitute der Entwicklung der Dinge mit Ruhe entgegensehen. Die Börse ist des Geschenkes, das ihr der Gesetzgeber gespendet hat, noch nicht froh geworden. Der Termingeschäft allein macht noch keinen Börsefrübling; und die Wipholde der heiligen Börsehallen, die des

Verlorenen Sohnes Rückkehr ins Vaterhaus als einen Jahrmarktsakt feierten, haben am Ende Recht gehabt. Die Entwicklung des Emissionsgeschäftes konnte von der Wenderung des Börsengesetzes noch nicht beeinflusst werden; sie vollzog sich unter der Einwirkung anderer Momente. Die Erleichterung des Geldmarktes war die Veranlassung zu einer Hochfluth von Emissionen deutscher Staats- und Stadtanleihen, die wie ein Strudel alles verfügbare Anlagekapital zu verschlingen drohte. Der Nominalbetrag der im ersten Halbjahr emittirten deutschen Renten ist mit 2 Milliarden Mark wohl nicht zu hoch beziffert. Daneben nimmt sich die Summe des für Neugründungen und Kapitalerhöhungen von Aktiengesellschaften und G. m. b. H. aufgewendeten Geldes mit 474 Millionen (631 Millionen im ersten Semester 1907) beinahe dürftig aus. An der Uebernahme von staatlichen und städtischen Schuldschreibungen ist für die Banken nicht viel zu verdienen. Mehr als 1 Prozent Provision kommt selten heraus und davon geht vielfach noch eine Bonifikation für die Unterkonfortien ab. Solche Geschäfte macht man um der Ehre willen mit und ist zufrieden, wenn nicht zu viel im eigenen Portefeuille hängen bleibt.

Die Entwertung der älteren deutschen Anleihen, die „beinahe“ überwunden schien, hat in neuester Zeit wieder begonnen. Die 3½prozentige Reichsanleihe steht um 2 Prozent niedriger als am zweiten Januar 1908, während die dreiprozentigen Anleihen, die einen guten Anlauf genommen hatten, wieder auf das niedrige Niveau vom Jahresanfang zurückgeworfen worden sind. Da giebt's also nach wie vor abzuschreiben. Besser hat sich eine große Zahl von Industriepapieren gehalten; Bochumer sind um 20, A. E. G. um 17, Rhein Stahl um 7 Prozent gestiegen. Abschreibungen, wie sie im vorigen Jahr an den Effekten- und Konfossialbeständen vorgenommen werden mußten, hat das erste Semester dieses Jahres also nicht gefordert. Sehr große Gewinne gab's freilich auch nicht. Fünf Millionen Mark neue Rhein Stahlaktien, die die Berliner Handelsgesellschaft mit einer Kursmarge von 17 Prozent übernommen hat: Das läßt sich schon hören. Die Handelsgesellschaft hat überhaupt ihrem Ruf als rühriger Emissionsbank wieder Ehre gemacht. Der Rummel mit den jungen Harpener-Aktien ist ihr allerdings übel genommen worden. Erst der Vorzugskurs von 170, zu dem die neuen Aktien der Handelsgesellschaft zugestanden wurden, unter der Bedingung, daß sie (um den Kurs der alten Aktien vor Druck zu bewahren) 1908 nicht an die Börse gebracht würden; und nachher die Verkäufe „unter der Hand“, die Harpener zu den Outfiders des in Hauffelust lebenden Montanmarktes machten. Den Abgaben folgte dann die Einführung der jungen Aktien, die eigentlich unterbleiben sollte. Die Handelsgesellschaft hat wieder einmal die Schafe geschoren und die Esel aus's Glatteis geführt. Herr Fürstenberg ist ja nicht verpflichtet, sentimental zu sein. Die Deutsche Bank hat Gefallen an Rußland gefunden. Kein Wunder: russische Anleihen sind aus der Verlustzone heraus. Daß die Aktien der Sibirischen Handelsbank durch die Deutsche Bank eingeführt wurden, war eine kleine Sensation, der Enttäuschungen kaum folgen werden, da die Handelsbank auf festen Füßen steht. Auch ein Theilbetrag einer vorjährigen Emission von Aktien der Russenbank wurde von der Deutschen Bank zur Zeichnung aufgelegt. Wenn in Amerika nichts los ist, kann eine Extratour mit Rußland nichts schaden. Und die Deutsche Bank weiß, wo die süßen Trauben hängen.

Labov.

Vier Briefe.

Sie erhielt den folgenden Brief:

Als ich die Behauptung der Frau Dr. Förster-Niepsche in Weimar, in Sils Maria seien wichtige Manuskripte Niepsches weggekommen, auf Grund einer persönlichen Nachforschung an Ort und Stelle bei Niepsches langjährigem Wirth, verneinte, hat mich Niepsches Schwester wegen Beleidigung vor das Gericht gezogen. Das sprach mich am fünften März in Genua frei. Danach veröffentlichte das Niepsche-Archiv, nachdem Frau Dr. Förster die eingelegte Berufung zurückgezogen hatte, den folgenden Erlaß: „Frau Dr. Förster-Niepsche habe von vorn herein betont, daß ihr nicht so sehr an einer Verurteilung des Herrn Diederichs gelegen sei, sondern daran, daß durch eine gerichtliche Verhandlung festgestellt werde, daß wichtige Manuskripte Niepsches verloren gegangen sind und daß die Mutter des Philosophen nicht daran schuld ist. Dieser Zweck sei durch die Beweisaufnahme und ihren Vortrag in der mündlichen Verhandlung erreicht. Durch die große Presse des Deutschen Reiches und auch des Auslandes seien die Mittheilungen von den verlorenen Manuskripten gegangen. Angesichts dieser Aufklärung der Oeffentlichen Meinung über den Unwerth des Interviews des Herrn Diederichs mit Niepsches Hauswirth in Sils Maria, Herrn Durisch, lege Frau Förster-Niepsche kein Gewicht mehr darauf, daß Herr Diederichs wegen seiner Aeußerung bestraft werde. Sie könne Dies um so leichter thun, als ja das Urtheil des Schöffengerichts der Aeußerung des Herrn Diederichs jeden beleidigenden Charakter abspricht.“ In diesen Sätzen kann ich nur den Versuch sehen, der Oeffentlichen Meinung das Resultat der gerichtlichen Verhandlungen falsch darzustellen. Ich verzichte auf jede Kontroverse mit der unbelehrbaren Gegnerin und konstatire nur, daß erstens die gerichtlichen Verhandlungen nicht ergeben haben, daß wichtige Manuskripte weggekommen sind, daß zweitens Niemand der Mutter Niepsches Nachlässigkeit vorgeworfen hat und daß drittens die Zeugenaussagen die Behauptungen des Herrn Durisch bestätigten. Damit aber die Erklärung der Frau Förster-Niepsche, ich habe „unwahre und beleidigende Behauptungen gegen sie verbreitet“, nicht etwa noch länger lebe, muß ich den gordischen Knoten entwirren, den Frau Förster-Niepsche geknüpft hat. Denn je mehr sie über das Kapitel „Verlorene Handschriften“ schrieb, desto dunkler wurde es für den Leser im Bereich der thatächlichen Unterlagen.

Niepsche hat in den letzten zehn Jahren seines Lebens ein Nomadenleben geführt und es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß dabei einmal ein Schriftstück verloren worden ist. Eigentlich ist ein Wunder, daß nicht sehr werthvolle Stücke der Vorarbeiten zu seinen Werken fehlen. 1899, als das Niepsche-Archiv schon längst bestand, fand man in Genua zwei vorher unbefannte Manuskripte. Sicher ist auch, daß eine frühere Wirthin Niepsches in Genua eine Brieftasche mit Notizblättern zum Andenken behalten hat, die noch nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Daß aber in Turin nach der geistigen Erkrankung Niepsches Etwas weggekommen ist, scheint nach den Dokumenten, die Overbeds Familie vorgelegt hat, ausgeschlossen. Immerhin wäre möglich, daß Niepsche im Wahnsinn Einiges verschleudert hat. In Sils Maria hat der Hauswirth Niepsches erklärt, Niepsche habe ihm nichts hinterlassen als auf dem Fußboden verstreute Manuskriptzettel und Korrekturen, die er verbrennen sollte. Diese Blätter gingen später an das Archiv oder an Overbed (mit Ausnahme einzelner verschenkter Zettel). Die Zeugen im Beleidigungsprozeß bestätigten durchaus, daß sie als Reisende von Durisch einige dieser von Niepsche zur Vernichtung bestimmten Papierforbzettel zum Andenken bekamen; nicht etwa „Ma-

manuskript“; der Sprachgebrauch versteht darunter literarisch abgeschlossene Arbeiten. Nur die Aussage der Frau Dr. Richard Dehmel schien einen Augenblick dagegen zu sprechen. Die Dame sagte, ihr sei, als sie 1894 in einer Kunstzeitschrift Niepsche-Autogramme suchte, ein Manuskript Niepsches zum Preis von fünftausend Mark angeboten worden. Der Titel sei „Halkyonia, Gedanken eines Glücklichen und Dankbaren“, ergänzt Frau Förster-Niepsche nach eigenen Erinnerungen, denn das Gerücht von diesem Angebot war Frau Förster-Niepsche bereits 1893 zu Ohren gekommen und sie war, ohne Erfolg, den Spuren nachgegangen. Auf das Angebot eines Manuskriptes, das Niemand gesehen hat, läßt sich allenfalls die „Hypothese“ vom Verlust eines Wertes bauen, aber nicht ein Beweis stützen. Doch auch die Hypothese ist hinfällig; denn gegen die Existenz eines solchen Manuskriptes spricht die einfache Thatsache, daß Niepsche Overbeck und anderen Freunden brieflich von den Werken zu erzählen pflegte, an denen er arbeitete. Nirgends finden wir irgendeine Hindeutung auf ein „Halkyonia“ betiteltes Werk. Ein dresdener Antiquar soll sich 1890 in Sils Maria als Vertreter des Verlegers Raumann vorgestellt und dort die Papierkorbjettel durchstöbert haben. Seit 1893 kennt Frau Förster diese Geschichte, von der Niemand etwas dokumentarisch Sicheres weiß und die sie selbst nie ernst genommen hat; denn noch acht Jahre später, 1901, sagt sie in der Vorrede zum „Willen zur Macht“: „Es ist möglich, daß Aufzeichnungen zum Zweiten Buch durch einen unglücklichen Zufall gleich nach der Erkrankung Niepsches verschwunden oder entwendet worden sind.“ Also eine Möglichkeit, nicht eine Gewißheit. Erst nach Overbecks Tode trat Frau Förster mit der bestimmt formulirten Behauptung auf, daß Theile der „Umwerthung“ weggekommen seien; nämlich der Dionysos. In ihrer Brochure behauptet sie dann, das geheimnißvolle Manuskript „Halkyonia“ sei mit dem vierten Theil der „Umwerthung“ („Dionysos“) identisch. In der selben Brochure sagt sie aber, daß Niepsche den Dionysos in Turin (wohin er von Sils Maria aus ging und wo er unheilbar erkrankte) schrieb. Wie konnte dieses Manuskript dann wieder nach Sils Maria kommen?

Dr. Ernst Horneffer hat in einer Brochure nachgewiesen, daß Niepsche den Dionysos gar nicht geschrieben haben kann; im „Antichrist“ sei die ganze, ursprünglich auf vier Bände berechnete „Umwerthung aller Werthe“ gegeben. Frau Förster antwortete: „Mein Bruder hat nie daran gedacht, den „Antichrist“ als gesammte Umwerthung zu bezeichnen.“ Im Archiv liegt aber ein aus dem Dezember 1888 datirter Brief Niepsches, in dem es heißt: „Es sind zwei Schriften, aber im Zwischenraum von zwei Jahren. Die erste heißt: ‚Ecco homo‘ und soll so bald wie möglich erscheinen, deutsch, englisch, französisch. Die zweite heißt: ‚Der Antichrist. Umwerthung aller Werthe‘. Beide sind vollkommen druckfertig; ich gebe soeben das Manuskript von ‚Ecco homo‘ in die Druckerei.“ Damit ist Horneffers Hypothese bestätigt und die Behauptung, in Sils Maria seien Theile der „Umwerthung“ verschwunden, als unrichtig erwiesen. Das ist das Resultat des Selbigsungsprozesses.

Jena.

Eugen Diederichs.

Noch ein Brief, um dessen Veröffentlichung ich gebeten wurde:

An Herrn Th. Roosevelt, Präsidenten der Vereinigten Staaten, Washington.
Herr Präsident!

Sie wollten der Monroedoktrin auch die Pflicht entnehmen, Ihren Duodezkollegen in Amerika bei dauernd schlechter Aufführung auf die Fingern zu klopfen. Der Senat und

Ihr Staatssekretär sind dagegen, Das geräuschvoll zu thun. Aber Sie haben einen Schützling, den Präsidenten von Guatemala, der kein Casiro ist, sondern ein bescheidener Schuft, der von Ihnen auch eine Ermahnung beherzigen würde. Noch glaubt er freilich, in unwissentlich beleidigender Weise, Ihnen Schutz verlangen zu dürfen als Entgelt für seine kräftige Beifuer zum Fonds für Ihre Wahl, übergeben vor Jahren dem amerikanischen Minister in Guatemala Hunter. Er hat diesem Herrn und einigen seiner Nachfolger immer viele Aufmerksamkeiten erwiesen. Das könnte deren Berichte etwas verzerrt haben. Darf ich Ihnen diesen Estrada Cabrera auch einmal kurz schildern?

Er hat schon als Minister eine blutige Revolution gegen seine Regierung inszenirt und besiegt, um einige Nebenbuhler zu beseitigen. Er hat die Ermordung seines Vorgängers begünstigt oder gar veranlaßt. Zur Fällung der eigenen Tasche hat er den Zwangskurs von Papiergeld eingeführt und die Landeswährung auf ein Zehntel ihres Werthes heruntergebracht. Die Zölle werden zu einem Drittel in Gold erhoben, die Beamtengehälter aber ohne Erhöhung mit dem schlechten Geld weiterbezahlt. Dadurch sind die Staatsdiener gezwungen, zu stehlen oder Espione zu werden. Die Macht solchen Geinelds ist bei des Präsidenten Freigebit groß. Er zittert stets. Ein Würdichen in sein Ohr: und ein Unschuldiger sitzt im Gefängniß und wird gefoltert. Ist er reich, so wird von ihm eine größere Summe erpreßt. Zeigt er bürgerlichen Muth, so wird er getödtet. Der Präsident kommandirt ganz öffentlich das Parlament und die Gerichte nach seiner Laune oder nach dem Intresse seiner Tasche. Seine Habgier ist gewaltig. Für die vom Erdbeben in Quetzaltenango Geschädigten und für die durch Selbsthater Verwaiseten ist nur gesammelt worden, damit Estrada Cabrera die ganze Summe einstecken könne. Auch die Konfiskation der Güter politisch Verdächtiger ist neuerdings ein hübscher Erwerb geworden. Selbst ganz Unverdächtige werden gekräußt. Die Regierungskosten werden oft durch Umlage aufgebracht, damit die Einnahmen aus dem Schnapsmonopol für gefällige Damen und Mörder in Gestalt von Konzessionen, Schnaps umsonst zu brennen, und die Zolleingänge für Espione und auswärtige Geheimagenten verfügbar bleiben. Stets intriguirt Estrada Cabrera gegen seine Nachbarn in Centroamerika. Er bezoght Regalado in Salvador die Revolution, durch die er hinauskommt, und sucht ihn dann zu stürzen oder zu ermorden, um den Krieg herbeizuführen. Er beräth und unterstützt Manuel Bonilla in Honduras und zugleich dessen Gegner Arias. Er engagirt Duran von der Weltausstellung in Saint Louis gegen Salvador und Honduras. Er bezoght schließlich, durch schlaue Agenten, 200,000 Dollar an seine Feinde Barrillas und Toledo, damit sie eine Revolution machen und vielleicht in seine Hände fallen. Als stillem Theilhaber war es ihm leicht, ihre Pläne zu durchkreuzen und Ihnen nach Washington Beweise für die Theilnahme aller Nachbarregierungen zu liefern. Wahrscheinlich ist, daß Estrada Cabrera, nervous durch die seit Monaten in unsägbarer Tiefe brütende Verschönerung des ganzen intellektuell in Frage kommenden Landes, nach bewährtem Rezept auch das letzte Mittel bewirkt hat. Danach kam die Schwedensherrschaft mit Blutbad und Folter. Die Verschönerung muß neue Kräfte gewinnen und neue Opfer fordern. Es ist eine ernste Sache um die dumpfe Bergweisung von Menschen, in deren Land seit zehn Jahren Jeder vogelfrei und Jeder ein Sklave ist. Gelingt es Einem, zu entfliehen (denn abreisen oder seine Habe verkaufen darf auch der politisch Farbloseste nicht), so bleiben Frau und Kinder als Weiseln zurück oder seine männlichen Verwandten werden ins Gefängniß geworfen. Kein gesetzliches Mittel steht dem Bürger dagegen zur Verfügung; nur die Rebellion! Und da die Indianer und ihnen nahestehenden Nestigen zu blind ge-

horchenden Tyrannenknechten vorzüglich taugen und das Volk seine Rechte nicht kennt und seit Jahrzehnten verprügelt ist, so ist an eine Massenerhebung nicht zu denken. So bleibt nur der Putzchverfuch, sehr verschieden von denen, die ein Ehrgeiziger zum Nachtheil seines Vaterlandes so oft unternommen hat. Kein persönliches Interesse hat die letzten Verschwörungen bewirkt; jedes Attentat war ein Verzweiflungsschrei des reinsten Patriotismus. Sie glauben die dabei Beteiligte als nationale Schädlinge keines Mitleids werth. Sie sind auch der Ansicht, zur Wahrung der Autorität des Präsidenten sei das Blut ganz Unschuldiger nicht zu schade. Sie sind schlecht unterrichtet.

Und Sie erfinden Konferenzen, um Mittelamerika den Frieden zu geben. Die Gebildeten und auch die Völker der einzelnen Staaten haben gar nichts gegen einander. Interessenkonflikte sind kaum vorhanden. Nur die kleinen Tyrannen können sich nicht vertragen. Die anständigen Präsidenten, deren es einige gegeben hat (in Costa Rica namentlich, aber auch in den andern Staaten), waren stets gute und friedfertige Nachbarn. Könnte die so sehr nöthige Reform in Mittelamerika nicht, wie in Cuba, damit beginnen, daß unter dem Schutze ausreichender fremder Truppenmacht freie Wahlen gesichert werden, die in Guatemala und Salvador ganz unbekannt sind? Deren beide Herrscher sind die bösesten und verhaßtesten; sie würden ganz gewiß nicht wieder gewählt. Erst dann gäbe es Frieden. Und könnte man diese beiden Bundesbrüder später nicht vor fremden, ganz unparteiischen Richtern unter Anklage stellen? Die Prozeßberichte würden sich wie Schauerromane lesen. Wie große Hoffnungen hat man in Guatemala auf die Washingtoner Konferenz gesetzt! Sie haben, wohl im Scherz, deren Ergebnis über das im Haag erreichte gestellt. Der einzig praktische Plan ist gescheitert: der Gerichtshof für Klagen der Sklaven gegen die Tyrannen. Wodurch ist er gescheitert? Durch den Betrug, den Figueroa von Salvador auf Estrada Cabrera's Befehl (denn so heißen Die mit einander) in Amapala begangen hat, Nicaragua und Honduras auf der Konferenz seine Stimme fälschlich zuzuschern. Auf diese Weise rettete sich Estrada Cabrera davor, auf Ihre, seines Schützers, Bitte für die patriotischen Pläne stimmen zu müssen. Dann flüchtete noch einmal eine Hoffnung auf, daß der General Davis und auch Mr. Sands Ihnen die Zustände in Guatemala richtig schildern und einen Auszug aus den Klagebriefen geben würden, die ihnen mit Lebensgefahr für die Schreiber und in rührendem Vertrauen auf Sie und Ihr großes Herz zugesteckt worden waren. Auch diese Hoffnung trug.

Ihre Regierung ist der von Mexiko in den Arm gefallen, als sie aus rein ethischen Gründen Guatemala von dem ersten Präsidenten befreien wollte. Warum? Halten Sie den Tyrannen für einen braven Mann? Oder glauben Sie, den Gegensatz Mexiko-Guatemala politisch nöthig zu haben? Die Großmuth Mexikos und die Menschenfreundlichkeit seines besten Vertreters in Guatemala, Federico Gombon, haben alten Haber ausgelöscht. Die Völker trennt nichts mehr. Mexiko hat sich der Unterdrückten angenommen, hat die übrigen Diplomaten dazu gebracht, Grausamkeiten, Entföhrung von Frauen, Kindern, Leichenschändung und geheime Kabinetsjustiz zu unterfagen. Sein Vertreter hat ein menschliches Herz bewiesen. Und Mexiko ist heute in Guatemala populär. Nordamerika dagegen hat den Bösewicht Estrada Cabrera gestützt, ein taubes Ohr für des Jammers Ruf gehabt und seinem Vertreter hat die verzweifelte Mutter zweier wegen leichtester Verfehlung erschossener Söhne unter dem Beifall von Guatemala zugeraufen: „Die moralische Verantwortung für all den Jammer und all die Gräuelt hat Ihr Präsident.“

Herr Theodor Roosevelt, wollen Sie die Verantwortung weiter tragen?

Ein unbeträchtlicher Augenzeuge der Zustände in Guatemala, der sie nicht länger

mitansehen konnte, fragt Sie, beauftragt von Hunderten in Guatemala, die ihn beim (beneideten) Abschied darum gebeten haben. Persönliche Unbill habe ich nicht zu rächen. Ich sage nach Allem, was ich Jahre lang gesehen habe:

Erbarmen Sie sich der Unglücklichen in Guatemala!

Mit aller Hochachtung

Regifo.

Dr. Herman Prowe.

* * *

Eine Antwort, um deren Veröffentlichung ich gebeten werde:

Herr Professor Werner Sombart hat in Nr. 39 der „Zukunft“ einen Artikel über „Ihre Majestät die Reklame“ veröffentlicht, in dem er sich gegen verschiedene Mißverständnisse wendet, denen sein im „Morgen“ erschienener Aufsatz über den „ästhetischen Unwerth der Reklame“ ausgesetzt gewesen sein soll. Der Druck des Aufsatzes wurde von mir abgelehnt, weil sich der Verfasser nicht zu entschließen vermochte, außer seinen Angriffen auf die Presse die auf dreizehn Seiten beanstandeten dreizehn Zeilen so zu ändern, daß sie der Wahrheit mehr entsprochen hätten. Der Passus, der mir (außer den Bemerkungen über die Presse) dieser Aenderung zu bedürfen schien, trägt die Aufschrift „In eigener Sache“ und hat (nebenbei sei es gesagt) mit Gedankengang und Thema des Aufsatzes nicht das Geringste gemein. Wegen diese Erklärung, die nicht klar und in wesentlichen Punkten auch nicht wahr ist, möchte ich mich hier wenden. Herr Sombart behauptet, er sei früher zu Unrecht als Herausgeber auf dem Titelblatt des „Morgen“ genannt worden. In § 3 unseres Vertrages mit Herrn Sombart heißt es: „Die Firma Barb, Marquardt & Co. räumt Herrn Sombart das Recht der Gleichberechtigung neben den übrigen Herausgebern ein.“ In § 5: „Herr Professor Sombart verpflichtet sich, während vor. Dauer des Vertrages, wi. seine. anderen, Zeitichrift, Ablichigen, Charaktere, als Herausgeber zu zeichnen.“ Eigenhändig schrieb dann Herr Sombart noch in den Vertrag hinein: „Herr Professor Sombart hat das Recht, über die Aufnahme und Ablehnung von Beiträgen sozialwissenschaftlichen Inhalts zu entscheiden. Die einlaufenden Manuskripte sind ihm auf Wunsch zur Einsicht vorzulegen.“ Es gehört ein im Vergessen starkes Gehirn dazu, bei diesen Thatfachen der Oeffentlichkeit aufzutischen, er sei zu Unrecht auf dem Titelblatt des „Morgen“ als Herausgeber genannt worden. Auf Grund welchen Rechtstitels postulierte Herr Sombart, der ja nicht Redakteur war, das Recht der Entscheidung über sozialwissenschaftliche Beiträge, wenn nicht kraft seines Charakters als Herausgeber? Und da wir gerade dabei sind: Herr Sombart nenne diejenigen Manuskripte seines Gebietes, die er sehen wollte, die ihm aber von mir verweigert wurden. Zum Ueberfluß sei noch erklärt, daß Herr Sombart mich, noch ehe die Zeitschrift erschien, fragte, in welcher Reihenfolge die Herausgeber genannt würden. Aus dieser Frage ging klar hervor, daß sein Wunsch sei, an prominenter Stelle zu stehen. Und dies Empfinden war es nicht zuletzt, was mich veranlaßte, Herrn Sombart (nicht unangefochten) als ersten von den Herausgebern zu nennen. Damit fällt das ganze übrige Gerede in sich zusammen. Wichtig ist, daß er kaum je „die Funktionen eines Herausgebers ausgeübt hat“. Das ist seine Schuld, nicht meine: die Wahrung seines Rechtes lag in seiner Hand; und auf dem ihm eingeräumten Feld ist auch der bescheidenste seiner Wünsche nie abgelehnt worden. Den Herrn Professor für Das, was der Verlag für gut und nützlich hielt, verantwortlich zu machen, ist thöricht; den Versuch, diese Thörichtheit auf die Schriftleitung abzumälzen, will ich hier nicht erst charakterisiren. Dies mag an dieser Stelle und vorläufig genügen.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Harden, den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochschätzung und Ergebenheit

Dr. Arthur Landsberger.

* * *

Ein Brief aus der Kapkolonie:

Im April meldete ein Telegramm, daß in Berlin „eine Versammlung von Männern, die an der Erhaltung des Hochwildes interessiert seien, Protest eingelegt habe gegen Professor Kochs Vorschlag, behufs Bekämpfung der Tsetsefliege das Hochwild auszurotten.“ Ein Bravo aus südafrikanisch-deutschem Waidmannsherzen diesen einsichtigen Landsleuten! Nachgerade hört alle Gemüthlichkeit bei diesen „Kulturthaten“ der Bakteriologen auf, die sich gebenden, als seien sie die einzig berufenen Richter des Menschengeschlechtes und seiner thierischen Magenbedürfnisse und als gebe es kein höheres Ziel der Menschheitentwidelung als das: ein Massenproletariat zu züchten, für das schließlich dieser unglückliche Planet, Afrikas Steppen mitingerechnet, gar keinen Raum mehr bieten würde. Ich bin der Meinung, daß es schon viel zu viele Menschen giebt, daß der alte, von Generation zu Generation nachgeplapperte Satz, die Geburtenziffer bezeichne auch die gesündeste Entwidlung und den Grad der Civilisation eines Volkes, grundfalsch ist und daß Mutter Natur Kriege und Seuchen wohlweislich schuf, um der sinnlosen, faninchenartigen Ueberproduktion von „Herrn der Erde“ Schranken zu setzen.

Dieser Ansicht sind, zu unserm Heil, heute sogar schon viele Aerzte, obgleich (oder: weil?) man sie von Staats wegen zu Exekutoren aller möglichen und unmöglichen Forderungen der „Gesundheitspflege“ kommandirt, ohne ihnen, deren Beruf Das ganz und gar nicht forbert, irgendwelche Entlohnung dafür zu geben; und was heutzutage als „Gesundheitspflege“ ausposaunt wird, ist obendrein fast ausschließlich Bazillenverchieerei. Ein gesunder, leistungsfähiger Menschenschlag bedarf, wie mir scheint, viel mehr eines gerüttelten Maßes natürlicher Keßheit und natürlicher Freiheit der Bewegung als der Erfüllung eines auf lauter theoretischem Kram beruhenden bakteriologischen Impfungszugs. Schließlich ist der ganze Witz der wahren Hygiene in die drei Worte „Licht, Luft und Wasser“, diese Dreieinigkeit der Reinlichkeit, zusammenzufassen. Nicht aber ist es Aufgabe der Kultur, durch allerlei Künsteleien zumeist und zuerst für die Wänste der Massen zu sorgen, nicht Aufgabe vernünftiger Staatswesen, die Futterfrage als wirtschaftliche Hauptfrage zu behandeln.

Diese Betrachtungen gehören durchaus an die Spitze des über die Bekämpfung von Vieh- und Menschenseuchen zu Sagenden. Gewiß gönne auch ich den Weißen wie den Negern des schwarzen Erdtheils einen angemessenen Besitz von Herden; aber keinen übertrieben großen. Zunächst lebt die Mehrtheit der Eingeborenen im heißen Klima unferes Erdtheils vernünftiger Weise hauptsächlich (Millionen sogar ausschließlich) von vegetarischer Kost; und der Weiße, der sich hier dauernd akklimatisiren will, sollte es ihnen nachmachen. Nun ist die natürliche Vermehrung der Rinder, Schafe und Ziegen in diesem Klima um ein so Beträchtliches größer als in Europa, daß Afrika sehr bald von Viehherden überfluthet sein würde, wenn die Natur diesem Plus nicht selbst durch allerlei Seuchen, Raubthiere und Weidmangel als Folge oft Jahre lang anhaltender Dürre Schranken setzte. Keinem verständigen Nationalökonomem kann zweifelhaft sein, daß die Verminderung des „Kudviehs“ noch nicht weit genug geht. Den im übermäßigen Fleischgenuß geradegu verrohten und zu jeder Ackerbauarbeit zu faul und unsähig gewordenen, sich aber immer noch stolz „Farmer“ schimpfenden Viehhütern wäre es nur gut, wenn

sie durch Abnahme der Fleischnahrung gezwungen würden, endlich öfter zu Pflug und Spaten zu greifen und damit dem standalösen Zustand ein Ende zu machen, daß Süd-afrika heute noch fast sein ganzes Getreide aus fremden Erdtheilen einführen muß.

Daß unter den Korrektivmitteln der Natur die Tsetsefliege eine gewisse Rolle spielt, ist erwiesen; und wo sie den zum Lebensunterhalt notwendigen Viehstand zu sehr schädigt, da mag man Schutzmittel suchen. Wer aber hierzu die Vernichtung des edelsten Wildes empfiehlt, handelt wie das alte Weib, das den Backtrog zerbrach, um damit das Säuerwasser warm zu machen. Der Wildstand eines Landes ist, als schönster und edelster Schmuck selbst der anmuthigsten Pflanzennatur, für den Menschen von viel höherem erziehlischen Werth als alle Rücksichten auf die Magen- und Erwerbsfragen einer Menschenmasse, die, wie gesagt, in ihrer überwältigenden Mehrheit gar nicht einmal auf Fleischnahrung oder auch nur auf gemischte Kost angewiesen ist.

Glaubt man etwa, daß den Europäer, zumal unseren deutschen Landmann als Kolonisten in die Tropen nur die Aussicht auf möglichst schnellen und leichten Erwerb großer Viehheerden hinauszieht? Frage man doch einmal die Ansiedler Südwestafrikas, was ihnen die in Freiheit lebende Thierwelt des sonst in seinen größten Bezirken unjählich freudlosen Landes bedeutet; ob sie nicht zur Hälfte davonlaufen möchten, wenn eine blindwüthende „Wissenschaft“, die gar keinen echten Kulturwerth mehr hat, das Wild des Landes zur Vernichtung durch Jagderei verurtheilen würde. Die Elefanten und Giraffen zuerst, dann die herrlichen Antilopen; und ehe die letzte von ihnen abgemurgt wäre, hätte sicher eine andere „Koryphäe“ der Bakteriologie „bewiesen“, daß auch die Vogelwelt, unsere majestätischen Reiher und Kraniche oder unsere liebliche Wanzentaare und Webervögel, „Bakterienverschlepper“ seien und deshalb auch, zum Besten des theuren vier- und zweibeinigen Kindviehs, vernichtet werden müssen. Wir leben hier draußen in einer Natur, deren landschaftliche Reize spärlich sind; uns bedeutet darum die sie bevölkernde Thierwelt geradezu ein Stück Lebens-element: und wir verbitten uns, daß blasse Theoretiker aus ihren Laboratorien heraus uns in unser Naturleben mit plumpen Händen hineinspuckten. Wenn diesen Fanatikern der Bakteriologie der Sinn für das Leben unseres Edelwildes und unserer entzückenden Vogelwelt verloren ging: uns gilt es mehr als alle Rindviehrücksichten; und wenigstens dies eine Stück Romantik wollen wir uns im ohnehin vom modernen Schachergeist schon übergenug durchseuchten, ausgefogenen und verhöferten Afrika nicht auch noch fehlen lassen. Selbst für die Krokodile unserer großen Flüsse lege ich ein Wort ein. Ohne Zweck hat die Natur sie sicher nicht in ihren Haushalt eingestellt. Mag man ihre allzu reichliche Vermehrung hindern; sie, wie Koch will, völlig auszurotten, wäre eine Sünde gegen die Natur und des Menschen berechnete Naturfreude. Mögen doch die Leute, denen sie indirekt, auf dritter und vierter Durchgangstation, die Schlafkrankheit vermitteln sollen, andere Gegenden aufsuchen: der Neger wandert mit seinem Bündelchen Habe noch schneller und leichter als der jelige Handwerksbursche; und wer hat denn den Weißen befohlen, sich in der Nähe krokodilreicher Ströme anzusiedeln?

Der Himmel bewahre unsere mit tausenderlei Verordnungen, Erlassen und sonstigem Aktenram schon genug geschultrickelten armen Kolonien vor jeder Wildverteilung! Das fehlte gerade noch, daß unser Viechen Natur- und Waldmannsfreude uns von Leuten geraubt würde, die nie selbst die Natur und ihre schönsten Lebewesen belauschten und, als kurzfristige Studienhörer, nie selbst die Blüthe des waidgerechten Jägers führten.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7912 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915

" 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: ULRICCA.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach zugehörigen Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI****GRIECHISCHE
HAUTPFLEGE****Prof. Dr. Schleich's
Wachspastenpräparate**

BERLIN SW. 61, Gneisenaustr. 109-110.

Wachspasta Dose von 1,80 M. an.

Wachspasta-Seife

Kosmet-Hautcrème Tube 60 Pf. u. 1,- M.

Wachsmarmor-Seife

1/2 Kilo 80 Pf., 1 Kilo 1,50 und 1,75 M.

Für die Reise:

Marmorseife in Tuben à 60 Pf. macht
Hand- und Nagelbürsten entbehrlich.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Man erbittet kostenlos Broschüre Z.

**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat

in den Serien P. 4 A, P. 63, P. 4, P. 4 B

Schulze & Billerbeck

D & P 125742. Nr. 67942.

Katalog gratis.

Berlin SO. 36, Reichenberger-Strasse 121 E.

Passage-Kaufhaus

Friedrich-Strasse 110-111-112

BERLIN Oranienburger Str. 54-55-56-56a

Eröffnung Herbst 1908.**Vereinigung erstklassiger Spezial-Geschäfte.**Man verlange unsere Broschüre „Eine Etappe“,
welche das System unseres Kaufhauses erläutert.**Passage-Kaufhaus** Interims-
Bureau: **Friedrich-Str. 125¹**

Telephon: Amt III No. 3900.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 10./7. Geschlossen.
Sonnabend, d. 11., Sonntag, den 12., Montag,
den 13. und Dienstag, den 14./7. 8 Uhr.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 10., Sonnabend, den 11., Sonntag,
den 12., Montag, den 13., Dienstag, d. 14./7. 8 U.

Die Diebin.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.



Photographieren Sie,

wie es Dr. Vogels Taschenbuch den Anfänger lehrt. In über 60000 Exempl. verbreitet. M. 2.50. Verlangen Sie Probeheft der Amateurreischrift „Photograph. Mitteilungen“ vom Verlage
••••• Gustav Schmidt, Berlin W 10.

Bibel der Hölle

„Das tollste Buch der Weltliteratur etc. nennt die Presse die 1. deutsche Ausgabe von

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Reinh. Institoris, 1486 latein. erschienen. 3 Bde 796 Seiten br 20 M., geb. 24 M. Einzeln käufll. I 6 M., geb 7,25 M., II 8 M., geb. 9,50 M., III 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes, menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglauben! Und doch ein erstklassiges Kulturdokument!“

Ausführt. Verzeichnisse v. kultur- u. sitten-geschichtl. Werken gratis frei.

It. Barsdorf, Berlin W 39, Landshuterstr. 2.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Große Revue in 4 Acten (11 Bildern) v. J. Jul. Freund. Musik von Victor Holländer Guido Thielscher u. O., Henry Bander, Fritz Messary, Jos. Josephi, Fritz Schenke usw.

Theater

— Stücke: Prüfung, Bearbeitg.
— Aufführungen, Verlag,
— Ausbildung, Engagements
— Conzerte, Gltg., Waldstr. 30 pt.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.



Eine kl. Gruppe v. Schriftstellern

(Herren u. Damen) will ein Landhaus (Nähe Stadt) z. stet. Verfügung mieten u. sucht hier-zu Beteiligung. Off. unt. 2381, an die Expedition der Zukunft, Berlin SW. 48.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weißem rosigem Teint, zarter sammet-weicher Haut sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinig-keiten, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Kadebrul. à Stk. 50 Pf. überall zu haben.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

London & Paris Exchange, Ltd.,

DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamierung der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effekten-geschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten zur Information über das Londoner Effekten-geschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch kostenfrei zu.

“ANLAGE UND SPEKULATION.”

(2. Auflage.)

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Seeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Griebens Reiseführer

Neue Ausgaben 1908:

Belgien. 11. Auflage. M. 3.—.

Berlin. (Englische Ausgabe). 2. Auflage. M. 1.—.

Wien und Umgebung. 20. Auflage. M. 2.—.

VERZEICHNISSE
GRATIS

BERLIN W. VERLAG von
ALBERT-GOLDSCHMIDT

Westerland auf SYLT Die Königin der Nordsee

25 000 Besucher.

Familienbad

Neuerbautes Warmbadehaus. Illustrierte Prospekte versendet kostenlos die Badedirektion.

Stärkster Wellenschlag der Westküste



Fort mit der Feder!



Schreibt Dir mit Feder noch so gut,
Welt besser schreibt die Lilliput.

Die neuen LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

- Modell Minima Preis M. 38.—
Modell A. Preis M. 45.—
Modell Duplex Preis M. 58.—

1 Jahr Garantie.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Verwickelungen. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reisemaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine aller Systeme i billig.Preislage. Glänzend Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

Deutsche Kleinmaschinen - Werke

Justin Wm. Bamberger & Co.

München 21, Lindwurmstr. 129-131.

Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.

Münchener Ausstellung 1908: Halle II,

Raum 158 und öffentliches Schreibbureau

neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.

(80 Lilliput in Betrieb)

Wiederverkäufer überall gesucht.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde

Sommer- u. Winterkuren

Prospekte gratis und franko

J. G. Brockmann

Dresden A3, Muszkyplatz 6.

Sanatorium



Schloss Ueberlingen

am Bodensee in Baden

540 m. über dem Meer in herrlich waldreich. Lage, mit Alpenpanorama. Auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Grosse Luft-Sonnen- u. Seebäder. Das ganze Jahr offen. Prosp. frei.

Sind Sie nervös

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Vereinigte Chem. Laboratorien
Apoth. JOH. SCHMIDT,
staatl. approb. Nahrungsmitt.-Chemiker
Kötzschenbroda - Dresden.

OPEL

Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Vergnügungs- und Erholungs- Reisen zur See



Nordlandfahrten

Sonderfahrt nach Spitzbergen

mit dem
Doppelschrauben-Dampfer
„Kronprinzessin Cecilie“.
Abfahrt von Hamburg 18. Juli.
Reisedauer 22 Tage. Fahrpreis
von Mk. 700 an aufwärts.

Nordlandfahrt nach Island und dem Nordkap

mit dem
Doppelschrauben-Dampfer
„Cecilia“, ab Hamburg 4. Aug.
Reisedauer 22 Tage. Fahrpreis
von Mk. 600 an aufwärts.

Vergnügungsfahrt nach den Nord-Hauptstädten

in d. Doppelschrauben-Dampfer
„Meteor“. Abfahrt von Ham-
burg 2. Sept. Reisedauer 20 Tage. Fahrpreis
von Mk. 380 an aufwärts.

Nordlandfahrten

Drei Nordlandfahrten bis Drontheim

mit dem Doppelschrauben-Dampfer
„Meteor“.

Abfahrt von Hamburg
am 17. Juli, 2. und 17. August.
Jedemalige Reisedauer 13 Tage. Fahr-
preis von Mk. 250 an aufwärts.

Wies Näheres enthalten die Prospekte.

Hamburg-

Southampton - London.

Direkte Verbindung Hamburg-England.
An den Abreisetagen der großen trans-
atlantischen Fernseesdampfer geben Sonder-
züge von Hamburg, Hauptbahnhof, direkt
nach der Abfahrtsstelle in Cuxhaven. Un-
mittelbar nach Ankunft dieser Sonderzüge
geht der Dampfer in See.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, Hamburg.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL



Bad Pistyan

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten-Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73

Haar-Nährstoff

(N. gesch.) seit Jahrzehnten bewährt und erprobt, macht das Haar seidenweich, voll und glänzend, beseitigt prompt und sicher Haarausfall und Schuppen. Glänzende Atteste aus höchsten Kreisen! Preis: $\frac{1}{2}$ Fl. 2 Mk. $\frac{1}{3}$ Fl. 4 Mk. Chem. Laborat. **Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.**

Ostseebad Georgenswalde

Nami, Siedeküste, Post. Tel. Rauschen, zutügl. vornehm. Erholungsort, Wald, solide Preise. Näh. Badeverwaltung

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Auch Winterkuren.
Sanatorium Dr. Külz
 Neuenaahr
 Prospekte etc.

Stottern

de zahlen 3-6 Monate nach Heilung, best. Garantie. C. Buchholz, Hannover 2, Brückstr. 14.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a. M.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden. Sommer- und Winter-Kuren.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-Fabrik

F. Hagedorn & Söhne, Bremen.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Von Hamburg nach den Nordseebädern

verkehren vom 1. Mai bis Ende September die Post-Schnelldampfer „Kaiser“, „Cobra“, „Prinzessin Helmutich“ „Silvana“

Cuxhaven
Helgoland

Sylt
Amrum, Föhr
Lakolka. Röm

NEU!
Tagesschnellzug-



Abfahrt Hamburg, St. Pauli Landungsbecken werktätlich 600 vormittags Sonntags 7:30 vormittags

Norderney
Borkum
Juist und Langeoog

NEU!
Verbindung . . .

Berlin Lehrter Bahnhof ab 6:20 vorm. Magdeburg Hauptbhf. ab 6:07 vo-m. Hannover ab 5:40 vorm. nach Cuxhaven-Nordseebäder. Direkte 45tägige Rückfahrkarten auf allen größeren Eisenbahnstationen. Fahrpläne sowie alles Nähere durch den Seebädderdienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 9, Johannisbollwerk 16 deren Agenten und die größeren Reisebüros.

Schriftsteller

Bekannter Verlag über. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Acquis. günstig. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Meinungen

Sanatorium für Nervenkrankte und Mitziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernderpsychischer Beeinflussung. Beschränkte Besizer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Beizenzul. „Frühjahrskuren“.

Meyer's Grosses Konversations-Lexikon

6. Auflage. 20 Bände. 200 Mk. Ein unentbehrlich. Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, wird komplett und franko gegen 5 Mark Monatsrate geliefert. Probeheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg. Berlin W 35 b, Steglitzerstr. 53.



P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokraten“ etc. zeigt an, dass er Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer Handschrift erforscht. Distinguierte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der Psychographie unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizt als der Kitzel der Sensation mögen brieflich anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die Bedingungen für Charakterbeurteilungen und latensiv anregende Broschüre.

P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg L.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gussen, Köln a. Rh. No. 79.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau 14. 11.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

*Touren insbwe. toner Faktsakunaga, med. rasthische u. Rekonvalzeszenten-Zustände. Diätetische, Brannen- u. Entziehungskuren Für Erholungsuchende. Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seeshöhe 450 m. Ganzes Jahr besurht. Nimeres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt d. selbst oder Administration in Berlin S. W., Aöckerstr. 118.

Moët &
Chandon



White Star „sec“
beherrscht die ganze Welt.

Größter Jahresverkauf aller Champagner (früher)